

The logo consists of a black rectangular background. Inside this background is a white rectangular area defined by a double-line border. Centered within this white area is the text "THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY" in a white, serif, all-caps font.

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Gefágnis

Gefängnis

von

Emmy Hennings

Empf. von F.
Oct. 19.

Erich Reiß Verlag Berlin 1919





Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1918 by Erich Reiss Verlag, Berlin.

Q u o B a l l
zugeeignet.

Erster Teil

Inzwischen sind drei Monate vergangen.
Ich habe noch keine Vorladung zur Hauptverhandlung bekommen.

Ich bin nach M. zurückgekehrt. Ich wage nicht, ein Engagement ins Ausland anzunehmen. Ich bin besorgt, meine eventuelle Verurteilung könnte eine sofortige Entlassung aus dem Engagement zur Folge haben.

Ich halte meine Angelegenheit geheim. Warum?

Ich müßte mich erklären; begründen müßte ich.. von Anfang an... aber wer fragt nach mir? Sollte jemand nach mir fragen.. Oh das Interesse! Restlos wollte ich mich bekennen. Aber die Angst, nicht verstanden zu werden, läßt mich schweigen.

Nur angehört werden, und alles wäre gut. Das ist es: angehört werden. Ich glaube, erstaunt und beglückt würde ich fragen: „Lieben Sie mich denn? Neugierig sind Sie nicht; denn wer kann neugierig sein, das Unglück des andern zu hören?“

Warum kann ich nicht sprechen? Abends singe ich; trete in einer Künstlerkneipe auf.

Man sagt mir manchmal am Abend: „Sie haben famose Schlager.“ Oder: „Sie sorgen wirklich für Abwechslung im Programm.“

Dann fällt mir mein Prozeß ein. Das Programm; meine Zukunft. Zukunft? Klingt das nicht anspruchs-

voll? Welche Zukunft kann jemand haben, der für die Unterhaltung des Publikums sorgt? Ach, die Zukunft wird kommen. Aber welche Zukunft?

Ich will meinen Prozeß beschleunigen. Will ich mein Unglück abkürzen? Umgehen? Muß ich denn da hindurch? Gelingt mir keine Schiebung? Ich möchte mein Leben wohl arrangieren nach meinem Gefallen. Ich versuche. Und ich schreibe an das Königl. Amtsgericht folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Da ich für vier Wochen nach Paris reisen möchte, bitte ich Sie höflichst, mir mitzuteilen, ob es nicht möglich ist, die Verhandlung entweder in diesen Tagen oder nach meiner Zurückkunft aus Frankreich anzusehen. Dankbar wäre ich Ihnen für baldige Antwort.

Mit vorzüglicher Hochachtung usw.“

Ich hoffe, daß ich jetzt alles gut erledigt habe. Habe ich nicht einen Weg gefunden, meinen Prozeß zu beschleunigen oder hinauszuschieben? Die verzwickte Situation bestimmt meine Handlungen, scheint mir, nicht ich.

Gleichviel. Ich werde meine Sachen packen. Ich werde nach Paris fahren. Etwas paßt mir nicht.

Daß ich immer wegfahre, wenn mir etwas nicht paßt. Ich habe ein Telegramm bekommen. Nächste Woche werde ich in Paris erwartet.

Es vergehen zwei Tage. Ich bin müde vor Auf-

regung. Vielleicht habe ich Reisefieber. Aber das ist gleichgültig. Warum sollte ich kein Reisefieber haben?

Ich bleibe zu Bett. Da kann mir wohl nichts passieren, denke ich...

Es ist acht Uhr früh. Es klopft. Ob ich die Tür wohl verschlossen habe? Soll ich aufstehen, um nachzusehen? Es steht doch jemand vor der Tür...

Es klopft schon wieder. Ich gebe keine Antwort. Nicht um alles in der Welt. Wenn es aber die Antwort vom Amtsgericht ist? Es bleibt mir nicht viel Zeit zum Überlegen. Soll ich sagen: „Bedaure, bin soeben verrückt geworden?“ Oder: „Ich bin im Begriff zu sterben?“ Das Gesicht zur Tür gewandt, riskiere ich, halbblaut zu äußern „Der Tod entschuldigt alles.“

Ein Herr tritt ein. Tür war nicht verschlossen. Natürlich nicht...

„Also, ich komme da von der Polizei. Tag.“

„Ach so.“

Ich richte mich ganz frisch in die Höhe. „Das ist aber nett! Bringen Sie mir vielleicht die Antwort auf meinen Brief? Nun, wie steht's?“

„Ja, das weiß ich auch nicht. Kommen Sie mal... na sagen wir... bis zehn Uhr aufs Polizeipräsidium. Zimmer 144. Dann können Sie ja sehen.“

„Ja, das kann ich... ja... gewiß... warum nicht? Also um zehn Uhr sagten Sie? Um zehn

Uhr... also... ja... sagten Sie nicht: um zehn Uhr Polizeipräsidium?"

"Ja. Wissen Sie, wo das ist? Sie fahren mit der Linie 6, steigen am Bahnhofspkatz um in die 9, dann fahren Sie direkt drauf los."

Ich fange an nachzudenken:... dann fahre ich direkt drauf los...

"Ja, ich weiß nicht, wo es ist, aber das ist das wenigste. Das finde ich schon mit der Zeit."

Der Herr sagt bedenklich:

"Ja, daß Sie aber auch pünktlich kommen."

"Das ist doch selbstverständlich. Ich werde mich sofort auf den Weg machen."

"Nein, das ist nicht nötig. Es ist erst zehn Minuten nach acht."

Das finde ich wunderbar. Erst zehn Minuten nach acht? Ich rechne blitzschnell und immer falsch: sechzig Minuten sind ein Jahr, dreiviertel Minuten bis neun... bald Weihnachten; fünfzehn Minuten... März... es wirbelt... selbst mein Irrtum hat noch Gesehe. Meine Hände kleben. Ich krampfe unter der Bettdecke meine Fußzehen zusammen. Das kann ich ganz gut, aber es geht doch nicht auf die Dauer. Wenn der das sieht, denkt er Wunder was. Ob ich ihn mal frage, warum er denn noch immer dasteht, während mein Weder auf die widerlichste Weise unbarmherzig tickt?

Ich ziehe den Weder auf. Ich tue ganz unbe-

fangen. Ich stelle den Weder auf das Nachttischchen zurück. Dort liegen so vornehm meine Bücher. Ja, die liegen sehr vornehm da... Aber das Polizeipräsidium... Steige in die Linie 9, fahre direkt drauf los...

„Bitte, sagen Sie mir, aber wirklich, frei heraus, ob ich verhaftet werde. Das möchte ich sehr gerne wissen. Es nützt mir ja alles nichts. Das muß ich wissen. Danach muß ich mich richten. Das wäre nämlich das Schlimmste, was mir passieren könnte. Bitte, nehmen Sie doch Platz. So. Ja, sehen Sie, das Verhaften könnte ich nicht vertragen... Ich kann Ihnen das nicht so schnell erklären.“

„Ja, ich verstehe Sie vollkommen, Fräulein.“

Der Herr sieht mich lauernd von der Seite an.

Wie von selbst kommen mir die Worte:

„Ich will nicht mißtrauisch sein, aber sprechen Sie mit mir. Sagen Sie mir, ob ich verhaftet werde. Vielleicht ist es für Sie nicht so wichtig wie für mich. Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht verletzen. Denken Sie sich, Sie würden verhaftet... Verzeihen Sie, wenn das so unmöglich ist... dann allerdings... Ich meinte nur so. Ich dachte immer, es gibt nichts, was unmöglich ist. Ja, sehen Sie: vielleicht werde ich sogar verhaftet. Sogar? Ich bin nichts Besonderes, bin gar nichts, ein Mensch, nein, es ist nicht wahr. Ich muß etwas anderes sein. Sagen Sie: werden andere auch aus dem Bette geholt, um ver-

hastet zu werden? Daß ich daran nie gedacht habe! . . . Sie haben keine Zeit zur Unterhaltung? Ja, ich begreife, aber das ist keine Unterhaltung, glauben Sie mir doch . . . Ach, Sie sehen sich meine Postkarten an? Bromsßber. Kosten dreißig Pfennige das Stück."

"Sie sind Sängerin, Fräulein?"

Der Herr wühlt in meinen Bildern, die auf meinem Tisch liegen. Riecht an den halbwelken Rosen, die man mir gestern abend geschenkt hat.

"Wo treten Sie denn auf, Fräulein?"

Er setzt sich und kreuzt dabei die Beine.

Es kribbelt mir in den Fingerspitzen.

"Wo ich auftrete? Ach, ich weiß gar nichts. Verzeihen Sie, ist das nicht alles gleichgültig? Ueberflüssig? Wird man mich heute früh verhaften? Bitte, sagen Sie es gleich auf der Stelle."

Der Herr blättert in einem Buch, sagt, indem er mich ansieht, langsam:

"Warum sollten Sie denn verhaftet werden?"

"Ja, ich weiß ja auch nicht . . ."

Dann steht er plötzlich auf, wendet sich zum Gehen.

"Also Sie werden nicht verhaftet, Fräulein. Davon ist gar nicht die Rede."

"Ach, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ja, da sieht man's —." Ich muß lächeln. "Ich hatte schon Angst, Angst hatte ich . . ."

Der Herr lächelt auch: "So so".

„Ja, Angst hatte ich, aber jetzt ist alles gut. Ich werde pünktlich kommen, freilich, und vielen Dank.“

„Adieu.“

Dann kleide ich mich rasch an.

Raum habe ich meine Toilette beendet, klopft es schon wieder.

Ein Herr tritt ein: Gesprenkelter Schnurrbart, beleibt, berber Anzug, solider Regenschirm aufgerollt, als wolle der Herr eine Landpartie machen.

Er grüßt eilig, wendet stumm den Rodausschlag und zeigt eine dort befestigte Marke.

Ich halte den Herrn für das Mitglied eines geheimen Bundes, das an die falsche Adresse geraten ist.

Ich sage:

„Sie irren sich wohl.“

Er zeigt eindringlicher auf seine Marke.

Ich:

„Was soll das? Ich bin in Eile.“

„Bin von der Kriminalpolizei. Sie müssen sofort aufs Polizeipräsidium kommen.“

„Das weiß ich ja schon. Bin schon im Begriff. Es war doch jemand hier, der mich unterrichtet hat.“

Der Beamte sieht überrascht aus. Wie mir scheint, ist er enttäuscht.

„Ach so, war denn der Schulze II schon hier?“

„Ich kenne keinen Schulzen.“

„So. Na, dann kommen Sie, bitte, sofort. Der

Herr auf Nummer 201 hat nur bis elf Uhr Dienst. Aber, daß wir uns darauf verlassen können.“ Er hebt mahnend den Regenschirm empor. „Ganz bestimmt, Fräulein.“

„Ja, ja, habe selbst das größte Interesse.“

Ich öffne ihm die Tür. Er geht.

* * *

Fünf Minuten später bin ich bereit, das Haus zu verlassen. Unwillkürlich betreuzige ich mich. Das tue ich aber manchmal, ist nichts Besonderes. Vielleicht nehme ich den Rosenkranz mit? Schaden kann das nicht. Vielleicht nehme ich Geld mit? „Sie müssen immer Gold bei sich tragen. Gold bringt Glück.“ Wo habe ich das doch gelesen?

Ich habe eine Menge Markstücke in meiner Tonbadschale, und ein Zwanzigmarkstück. Das werde ich mitnehmen.

Ich krieche unter den Schrank, wo die Tonbadschale steht. Das Goldstück liegt so hübsch glänzend zwischen den Markstücken! Und eigentlich brauche ich doch das Goldstück für die Reise; denn ich will doch reisen... Ichbürste den staubigen Rock ab. Weder tißt. Gott im Himmel, die Zeit, die Zeit! Zweiundzwanzig Minuten vor zehn! Ich eile, und die Treppen hinunter...

Und draußen ist Sonne und tiefblauer Himmel. Ich bin in größter Eile, aber wer dieses Frühlings

wetter nicht bemerkt, der ist überhaupt kein Mensch. Bei solchem Frühlingswetter wird nicht verhaftet! An solchem Tage muß sich die ganze Welt lieben. Ich erwäge es genau. Um der Sonne willen; weil der Himmel so wunderbar blau ist... Um des Himmels willen. Um Himmelswillen: „Auto!“

„Schnell: Polizeipräsidentium!“

Ach ist das schön, Auto zu fahren! Und das erste Grün der Bäume! Wie freundlich steht alles aus! Klar und hell... So hell...! Das muß jeden Menschen verführen. Wie wäre es möglich, sich nicht zu lieben bei solchem Wetter! Und so brennend zu lieben, daß es bis über die Regenzeit anhält. Entweder liebt man sich oder man liebt sich nicht... Halbe Sachen gibt's überhaupt nicht.

Es gibt Beilchen auf der Straße. Menschen in hellen Kleidern. Das Auto hält. Ich steige aus.

„Soll ich warten?“ fragt der Chauffeur höflich.

„Ja, gerne, wenn Sie wollen. Sie können auch weiterfahren, wenn Sie wollen. Ganz wie Sie wollen, aber das Geld will ich Ihnen geben.“

„Danke vielmals. Danke sehr. Grüß Gott, Fräulein.“

Ach, das Klingt!

„Grüß Sie auch Gott! Djö!“ und fliege die sonnenbestrahlte Freitreppe hinan.

Ach das saubere Haus! Alles gefällt mir. Alles entzünd mich: Die sauberen grauen Türen, hellgrau

lackiert. Gewiß frisch gestrichen. Die blank gepuhten Messingtürklinken! Wer das wohl alles beaufsichtigt, damit alles so adrett bleibt? In meiner Pension ist doch alles so schmutzig! Hier sich ein Zimmer mieten!

Nummer 140... Eine Treppe höher... 143...
Hier 144.

Ich klopfe schnell, resolut. Da drinnen werde ich erwartet.

Ein Schreibstube, „Herein“. Hat so beschäftigt ge-
lungen. Gleichviel: ich öffne.

Ein sonniges, sauberes Bureau. Hohe Fenster. Und diese Ordnung! Unendlich viele Fächer an den Wänden. Helles Holz, Bücherregale, viele, und dabei diese Ordnung! Staunenswert.

Habe ich eigentlich schon begrüßt?

Da sitzt ein Herr ganz gebückt am Schreibtisch. Er sieht nicht von seiner Arbeit auf.

„Guten Morgen.“

„Tag. Sie wünschen?“

„Sie haben gebeten, zu kommen. H. ist mein Name.“

„So? Na, da können Sie sich einen Augenblick sehen.“

„Danke sehr.“

Der Herr schreibt noch eine Weile weiter. Dann, besinnt er sich, sucht auf dem Schreibtisch einher und holt einen Brief aus einer reichlich gefüllten Mappe.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?“

Ich erkenne meine Handschrift, freudig erregt. Jetzt geht doch etwas vorwärts. Es wird endlich etwas erlebt.

„Ja, das ist mein Brief. Und wie ist es nun, kann ich reisen? Es wäre mir sehr angenehm.“

Der Herr antwortet nicht, sieht mich zum ersten Male richtig an über die grellen Brillengläser hinweg. Er hat ein überanstrengtes Gesicht. Ein Beruf, der immer sitzend vor sich geht, kann auch nicht gesund sein. Und ich entschuldige seinen strengen Ausdruck.

Der Herr blättert flüchtig eine Aktenmappe durch, von der ich annehme, daß sie mein Schicksal enthält.

Er interessiert sich nur einen Augenblick, klappt plötzlich die Mappe zusammen, erhebt sich, geht ans Telephon, kurbelt und ruft:

„Nummer 7 soll kommen!“ hängt den Hörer ein, setzt sich wieder, und ich warte.

Warte und werde ein wenig unruhig. Beruhige mich wieder. Man scheint hier sehr beschäftigt zu sein.

Es ist so still im Zimmer.

Wenn der Herr doch ein Wort sagen möchte!

Fliegen summen am sonnigen Fenster.

Schade, daß ich hier so lange warten muß... Ist das ein herrlicher Sommertag!

Ich sehe nach meiner Armbanduhr. Zwanzig Minuten bin ich schon da.

Ich entschliefte mich:

„Verzeihung, ich habe wenig Zeit. Dauert es noch lange?“

„Nein, dauert nicht mehr lange.“

Er stempelt schon minutenlang.

Ich habe die abgestempelten Zettel sorgfältig gezählt. Ich sehe immer zu, was dieser Herr tut. Er hat bis jetzt dreizehn Zettel abgestempelt. Das muß ein Befugter sein, denke ich mir.

Jetzt klopft es ganz stark. O, bekomme ich da Herzklopfen! Das wird derjenige sein, der mir die Antwort auf meinen Brief bringt.

Ein großer Schuhmann tritt ins Bureau. Bleibt nach kurzem militärischem Gruß an der Tür stehen.

Der Herr am Schreibtisch gibt ihm einen Zettel. Der Schuhmann grüßt noch einmal und sagt: „Jawohl.“

Dann wendet sich der Herr an mich:

„Also Sie sind verhaftet.“

„Ah!“

„Vorläufig. Wegen Fluchtverdachts. Jetzt können Sie mit dem Herrn gehen.“ Er deutet auf den Schuhmann.

...Ich kann mit dem Herrn gehen? Vorläufig? Und verhaftet?! Was ist das! Das kann nicht stimmen...“

„Das ist ein Irrtum. Das muß ein Irrtum sein! Wohin wird mich dieser Herr führen?“

Ich bekomme keine Antwort auf meine Frage. Oder doch?

„Machen Sie keine Umstände! Sie sind wegen
Fluchtverdachts verhaftet.“

„Wer, ich? Ich bin doch nicht fluchtverdächtig!
Weiß Gott, Sie tun mir Unrecht! Wie kann man
nur so etwas sagen? Es tut mir leid, aber das muß
ich doch sagen; ich habe Ihnen doch meine Absicht mit-
geteilt. Wie kann ich nur verdächtig sein? Ich bin
freiwillig zu Ihnen gekommen, um eine Antwort ab-
zuholen, und Sie verhaften mich? Sie tun mir
Unrecht!“

„Lassen Sie das! Hat gar keinen Sinn, was Sie
sagen. Ihre Beschwerde können Sie im Untersuchungs-
gefängnis vorbringen.“

Dieser Mensch hat es eilig, und er macht ein ver-
ärgertes Gesicht, als sei ich ihm sehr lästig.

„Untersuchungsgefängnis?!“ Ich wünsche sehnlichst,
mich verständlich zu machen. „Das ist es ja gerade,
was ich nicht will. Damit kann ich doch gar nicht
erst anfangen! Wer läßt sich denn das gefallen! Das
ist doch keine Manier! Verzeihen Sie, ich kann nicht
anders darüber denken. Was habe ich denn nur ge-
tan? Machen Sie eine Ausnahme mit mir! Man
muß doch mit jedem Menschen eine Ausnahme machen!
Hören Sie!“

Er hört gar nicht.

Der Schuhmann steht wie angegossen; obgleich
ich ihn immer ansehe. Er steht aus, als wäre er
taubstumm.

Ich bekomme grenzenlos Angst und gehe in die äußerste Ecke des Zimmers. Mir ist, als sollte ich ermordet werden. Aber ich habe noch soviel Geistesgegenwart, zu überlegen, ob es Sinn hat, mich zu verteidigen!

„Also vorwärts! Marsch!“ ruft der Schuhmann.

Der Kerl geht auf mich los. Dolche springen mir aus den Augen. Mein Blut zischt vor Wut. Ich bin gerissen, ich fliege in die Ecke des Zimmers neben der Tür.

Blickschnell: will weg, rechts den langen Korridor entlang... scharfe Ecken schneiden... Treppengeländer hinunterrutschen... Los! Ich reiße die Tür auf... Drei Schritte nur... Der Beamte von heute früh fängt mich direkt auf. Ich zische: „Schweinehund! Loslassen! Es geht noch! Weg von mir! Weg! Los! Ich schreie! Los! Weg!“

Ach, der Kerl hat mich am Arm, ich weiß nicht wie lange.

Und es überfällt mich mit einmal: es ist alles aus, alles aus. Und schluchze, gehe zwischen dem Herrn von heute früh und dem Schuhmann. Ich gehe, gehe folgsam, betäubt und wirblich... schluchzend... und doch denke ich: ich will mich sammeln. Ich will es nicht aufgeben. Werde frei sein. Will mich nur erholen. Eine Minute. Zwei Minuten. Will alles versuchen und sei es das Raffinierteste.

Könnte ich doch das Haus umwerfen! Allmacht

her! Ich habe nichts, was schneiden könnte... keine Nagelschere, kein Lysol, kein Vitriol. Und — alle Apotheken sind voll davon angefüllt. Und hier ist nichts... ich kann mich nicht verwandeln... ich bin ohnmächtig. Kein Gedanke, kein Glaube kann Berge versetzen. Und wir gehen weiter und weiter. Und ich weine nicht mehr, bin leer und immer leerer.

„Na, wie kann man auch so dumm sein, einen solchen Brief zu schreiben! Das haben Sie gut gemacht!“

Wer hat das gesagt? Wer hat da gelächert? Ach so, der Herr von heute früh! Ich höre:

„So was schreibt man doch nicht erst!“

Ich zische:

„Das weiß ich jetzt auch, Sie! Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Sie!“

Dann erstelt es mich, daß ich mich mit dem Menschen einlasse, und schweige.

Wir sind bei dem Portal angelangt, das nach der Straße führt. Der Beamte verläßt uns, „Grüß Gott!“, geht durch das offene Portal, und da sehe ich einen Teil der hellen Straße, und es flammt in mir auf. Ach, die Sonne! Ich werde die Sonne nicht vergessen können. Es tut mir leid um die Sonne. Ich werde sie nicht entbehren können. Und ich denke, wie es sein wird, wo ich hinkommen werde, und will den Schußmann fragen, ob es sonnig ist im Gefängnis.

Wenn er dann aber nein sagt?

Wäre ich nur nicht an solchem Tage in dies Haus geraten! Es könnte doch Gewitter sein, ebenfogut Gewitter. Aber die Sonne...

Unterdessen steigen wir Steintreppen hinab. Es wird kühler und dunkler. Wie merkwürdig ist das doch alles eingerichtet! Wer mag sich das ausgedacht haben? Es kann kein Zufall sein, daß man einen Gefangenen allmählich vom Licht ins Dunkle, Kalte führt. Ein riesiger Eisschrank fällt mir ein. Kühlraum zum Aufbewahren. Ob man hier frisch bleibt?

Eiserne graue Türen mit schwarzem, noch berberem Eisen beschlagen. Diese Stabilität! Nein, da gibt es keinen Weg mehr! Eine Tür neben der andern. Immer mehr Türen. Und still ist es hinter diesen Türen... Ob jemand dahinter ist? Aber so still? Wenn nun doch Menschen da sind?... Wie kann man nur so still sein? Wie in Grabkapellen so still?

Und dann dieser endlos lange Korridor...

Ich sehe den Schuhmann an. Fragen brennen auf meinen Lippen. Das unberührte Gesicht des Schuhmanns läßt sie ersterben.

Echslau will ich sein; will an die Sonne denken, und an die Straßen, und an... ja... ich weine still.

„Was ist denn?“ fragt der Schuhmann und bleibt stehen.

„Ach, es ist zu traurig. Ich will nach Hause. Ich

bin auch müde. Es könnte genug sein. Ich möchte nach Hause."

"Das geht nicht."

"Warum denn nicht?"

Er läßt wenigstens mit sich reden.

"Seien Sie doch vernünftig. Sie sind doch kein Kind mehr. Wir haben schon andere Verbrecher gehabt wie Sie?"

"Ja?"

"Na, was glauben Sie! Kann's denn so schlimm werden? Die Zeit, ich weiß ja nicht wie lange, werden Sie schon noch runterreißen. Daran stirbt man nicht."

Daran stirbt man nicht? Spricht er mir nicht gut zu? Könnte er es nicht gut mit mir meinen? Und ich will es versuchen, bleibe stehen, will vorerst nicht weitergehen.

Der Schuhmann: "Na, was ist jetzt?"

"Herr Schuhmann, lieber Herr! Sagen Sie mir, um was ist es Ihnen zu tun? Was haben Sie davon, wenn Sie mich in diesen Keller bringen? Gibt es denn gar nichts anderes für Sie? Glauben Sie mir, was Sie machen, bringt Ihnen kein Glück. Verzeihen Sie — aber Schuhmann sein, das ist doch gar kein Beruf!"

Er unterbricht mich: "Jetzt hören Sie aber auf!"

Jetzt soll ich aufhören, wo ich anfangen will?

"Nein, ich bitte Sie, warum wollen Sie nicht mit mir sprechen? Ich bin so gut und so schlecht wie Sie."

„Ach nein, hören Sie! Kein Mensch sieht uns. Lassen Sie mich gehen. Wollen Sie?... Vielleicht meine Armbanduhr? Es gibt nichts, was ich Ihnen nicht geben will. Alles gehört Ihnen. Bücher... Interessieren Sie sich vielleicht für Nietzsche? „Wille zur Macht“? Können Sie haben. Alles, was Sie wollen.“

„Jetzt hören Sie aber auf. Das ist Bestechungsversuch. Das will ich nur gesagt haben. Und damit Schluß.“

Wir gehen weiter.

Ein Mensch kommt uns entgegen in marineblauer Wolljacke. Schirmmütze und Schlüsselsbund. Er pfeift durch die Zähne, sorglos und mir vollkommen unbegreiflich. Der kann pfeifen!

Plötzlich möchte ich auch pfeifen. Aber das würde sich wohl nicht passen. Ich möchte sehr, sehr gerne pfeifen; aber ich beherrsche mich, und dabei empfinde ich mich unnatürlich. Während ich so ans Pfeifen denke, gibt der Schuhmann dem andern in der blauen Jacke den Zettel und mich dazu. „Wie geht's?“ fragt er.

„So so. 's wär' besser zu fahren,“ sagt der blaue Mann. Der ist ganz nett. Der Schuhmann läßt uns allein.

Ich wende mich diesem neuen Menschen zu.

Er sieht gemütlich aus, als fühle er sich zu Hause. „Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Fräulein?“

„Ach, ich weiß gar nichts mehr. Was ist Mittag?“

essen! Klipp und Klar: raus will ich! Weiter gar nichts."

Der lacht. „Na, dann beruhigen Sie sich mal!“ und schließt die Tür auf, vor der er gerade steht. „So, da ist Gesellschaft.“

Ein schmaler Raum. Etwas Weibliches hockt auf einem Holzbrett, das Gesicht im Schoß vergraben. Gefaltete schmutzige Hände halten hochgezogene Beine eng umschlungen. Der unerwartete Anblick läßt mich den blauen Mann ganz vergessen. Als ich mich plötzlich umwende zur Tür: eisern, ohne Griff, gibt sie nicht nach...

Ich stemme meine beiden Hände gegen die Tür, tobe und trommle: „Das gibt nicht nach! Das gibt nicht nach!“

Das Mädchen auf dem Holzbrett hebt ein ungewaschenes Gesicht empor, streicht sich die gelben Fransen aus der Stirn und läßt den Kopf wieder sinken.

Ich setze mich zu ihr auf die Bank, schaue ihr ins Gesicht.

„Wie lange sind Sie schon da?“

„Seit gestern nachmittag,“ sagt sie. „Punkt fünf bin ich eingeliefert worden.“

„Und das lassen Sie sich gefallen?“

Sie ist sehr erstaunt. „Ja, was soll ich denn machen? Sie haben sich's doch auch gefallen lassen.“

„Ja, das ist wahr.“ Ich tobe in der Zelle auf

und ab: „Daß ich mir das gefallen lasse! Sie haben recht. Ja. Aber hören Sie mal...“ Ich sehe mich wieder zu ihr hin. „Hören Sie, das geht doch nicht. Das dürfen wir uns gar nicht gefallen lassen. Wir beleidigen uns ja selbst. Bleibt das denn so? Ist das immer so schrecklich? Seien Sie mir nicht böse, daß ich soviel frage. Ich bitte, seien Sie mir nicht böse. Sprechen Sie zu mir. Gewiß ist es schwer für Sie. Aber sprechen Sie. Zu mir können Sie sprechen. Mir können Sie alles sagen. Ich will alles verstehen. Ich will mir alle Mühe geben. Vielleicht weiß ich etwas für Sie. Ist Ihnen nicht entsetzlich zu Mut?“

Ach, da sieht sie, ein abgegriffenes Handtäschchen auf dem Schoß, und jetzt sieht sie mich zum ersten Male richtig an und sagt:

„Ja, sehen Sie, bei dem einen ist's so, beim andern anders. Ich war das erste Mal genau so aufgereggt wie Sie. Gestrampelt hab' ich mit Händen und Füßen. Hat mir nicht geholfen... Aber jetzt — mein Gott! Ich hab' mich dran gewöhnt.“

Und das sagt sie so still. Ich bin entsetzt.

„Ja, kann man sich daran gewöhnen? Gefangen zu sein? Dann kann man sich ja auch daran gewöhnen — ja weshalb denn nicht? — täglich durchgepeitscht zu werden. Wie kann man sich an etwas gewöhnen, womit man nicht einverstanden ist? Damit dürfte man gar nicht anfangen. Und ich...“

Oh mein Gott: Habe ich nicht schon alles verloren?

Ehre, die Einschätzung der anderen? Ich will als Mensch geachtet werden. Man sperrt wilde Tiere ein. Aber Menschen? Wer gab das Recht, zu richten? Und mir fällt ein: Der Beamte, der mich einsperren ließ — war er empört? Er war es doch nicht. Wen habe ich beleidigt? Ich habe niemanden beleidigen wollen. Und Kläger, Richter, Beamte, Schutzleute ziehen an mir vorüber. Keiner von ihnen war empört, niemand getränkt. Wie sahen diese Menschen aus? Alle hatten es eilig: das war es. Ich erinnere mich gut. So schnell als möglich wollten sie mich los sein. Warum war ich ihnen so lästig? Jetzt sperrt man mich ein. Wozu? Muß ich jetzt anders werden? Besser? Schlechter? Gestraft? Kann ich anders werden, gegen meine Natur? Soll ich lernen, mich an ein anderes Leben zu gewöhnen? Was soll das? Wozu will man mich zwingen?

Ich laufe immer auf und ab. Ich sehe: wenn ich nicht spreche, sieht das Mädchen ganz teilnahmslos da. Ihre Ruhe regt mich auf.

Sechs Schritte auf, sechs Schritte ab. Ich nehme mir vor: Jedermann werde ich sagen: „Dressieren lasse ich mich nicht.“

Stumpf sieht sie da. Sie wartet. Wie regt sie mich auf! Ich trete vor sie hin.

Sie schaut gar nicht auf, starrt auf den Boden. Was denkt sie? Denkt sie überhaupt nicht? Ist sie gleichgültig?

Ich fasse sie an beiden Schultern. Wie verschlafen sie ist! Ich muß sie schütteln. Ich kann nicht anders.

„Wachen Sie doch auf! Sie schlafen ja beinahe.“

„Der Polizeiwagen fährt erst um halb vier,“ gähnt sie. „Man hört ihn vorfahren, wenn er in den Hof kommt. Solange könnten wir schlafen. Legen Sie sich doch auch hin. Seien Sie doch vernünftig. Sie sind ganz unvernünftig.“

Habe ich heute schon einmal gehört.

Ist es vielleicht vernünftig, wenn ich mich an dies Loch gewöhne? Wie soll ich wissen, ob ich vernünftig bin? In diesem Hause werfe ich die Vernunft an die Wand. Hier fliegt jede Vernunft weg; die vernünftigste Vernunft. Was ist das überhaupt? Totschlagen kann man mich: ich werde nicht wissen, was Vernunft ist.

Vernunft! Besonnenheit! Ist es vernünftig, wenn ich ruhig alles mit mir geschehen lasse? Was sind das für Menschen, die dieses Haus führen? Ich habe gar kein Vertrauen. Denn man hat mich überlistet. Man hat mich hierher gelockt auf die heimtückischste Weise. Warum ging man so raffiniert mit mir vor? Die sind nicht unschuldig. Die haben ein schlechtes Gewissen. Die haben sich's leicht gemacht. Schließen mich einfach ein.

Das Mädchen spricht: „Sie schlagen Ihre Geschichte reichlich hoch an. Ich bin doch auch da. Das Haus ist voller Gefangener. Wenn sich jeder so auf-

regen wollte! Viele sind froh, wenn sie da sind; besonders im Winter. Es gibt Menschen, denen das Gefängnis Weihnachtswunsch ist. Wenn es so kalt ist, und auf der Landstraße ist es kalt, und an den Türen steht: „Warnung vor dem Hunde“... Man wagt nicht hineinzugehen, weil der Hund kläfft. Und man beneidet den Hund. Man ruft: „Komm, Nero, komm!“ ... Ich hörte einmal, wie jemand „Komm, Nero!“ rief. Daher weiß ich das, und dann wurde ich auch bald eingeliefert. Fieber habe ich bekommen. Und als ich wieder gesund war, fragten mich die in der Zelle, wer denn dieser Nero sei... Was wollte ich doch sagen? Jetzt hab' ich ganz vergessen...”

Fallen meine Schultern? Was bricht zusammen in mir? Ich fasse Hände, die halten ein abgegriffenes Handtäschchen...

„Wäre ich Ihnen doch begegnet!“ Wir sitzen nebeneinander, ganz dicht beisammen. Sie sieht mich an. Ach, die armen Augen tränen und lächeln.

„Ich wäre Ihnen gerne begegnet, Fräulein.“

„Das ist gut.“

Sie lächelt.

„Jetzt ist es ja gut. Nicht?“

„Ich weiß nicht... weiß nicht, ob es gut ist... Sie sind gut... Sie sind über alles gut.“

Weinen schüttelt mich.

„Beruhigen Sie sich doch!“ Sie streichelt mich und: „Sie haben so hübsche Haare...”

„Ich kann nicht vergessen... ich behalte alles... weiß noch alles. Ich kann nicht anfangen mit dem Vergessen. Nicht einen Gendarmen auf der Landstraße... Ich kenne die Straße... ich ging einmal... in Schlessen ging ich... Kennen Sie Schlessen?... Im Herbst war es. Raben flogen über den Feldern... Ich gehe so gern... immer weiter... auch wenn es regnet, gehe ich gern... Ich war bei einem Wandertheater engagiert. Denken Sie: Wandertheater. Ich kann leben von dem Wort: Wandertheater... Wandertheater ist für mich alles. Wenn man Theater spielt, ist alles anders. Das können Sie sich wohl denken, nicht? Man kann leben und sterben und am andern Tag lebt man wieder und anders. Ich lebe so gern!... Was sage ich? Wer lebt nicht gern? Wissen Sie, daß man spielen kann, wie man leben möchte? Wie soll ich Ihnen sagen? Ich spielte immer, was ich ersehnte. Spielte mir mein Ideal... spielte so lange, und alles wurde mir Wahrheit... Nur darf man nicht umklippen... Das gibt es nämlich auch. Aber ich war routiniert, ziemlich... Wir spielten ein Stück, das hatten wir uns selbst ausgedacht... Nein, ausgedacht ist nicht das richtige Wort. Es kam so von selbst.. wir hielten zusammen.. Wir machten schlechte Geschäfte, sehr schlechte Geschäfte. Im Hochsommer auf den Dörfern. Kein Klassiker zog die Bauern ins Theater..! Kennen Sie Romeo und Julia?' Nicht? Das zog nämlich auch nicht. Ich spielte den Pagen,

der in der Gruft die Julia beschützt, die Leiche der Julia... Das wollte ich nicht erzählen. Wir hielten zusammen, sagte ich, nicht wahr? Das fing an, wie es uns sehr schlecht ging... Es hätte ja auch früher anfangen können, das Zusammenhalten. Von dem ausgedachten Stück wollte ich noch sagen. Das war improvisiert. Zwei oder drei Menschen saßen im Theater. Zuerst sollen sechs dagewesen sein; denn es waren drei Mark in der Kasse. Und es mußte also gespielt werden. Wir haben phantasiert... Einige nennen das 'Schwimmen': wenn man eine Rolle nicht gelernt hat, wenn man aus dem Stegreif spricht. Wir verzichteten auf das Stück. Da wurden wir die verzweifelte Stegreiftruppe... Ach, es ist alles nicht wahr, was ich sage. Ich weiß nicht, warum ich überhaupt spreche; aber mir ist so eigen zu Mut, begreifen Sie mich?... Verlassen Sie mich nicht mehr. Könnten Sie doch bei mir bleiben... Wir wollen uns verständigen... Geben Sie mir Ihre Hand. Wir verstehen uns nicht mit dem Kopf... damit brauchen wir nicht erst zu beginnen... Ich halte Ihre Hand und daran glaube ich. Nichts läßt sich denken. Ich habe meinen Kopf verloren. Man war so gewaltsam heute. Mit Gewalt läßt man sich nicht überzeugen. Nicht wahr? Es kann nicht gut sein, daß wir hier sind. Man hat mich nicht überzeugen können, daß man es gut mit uns meint. Das Brutale kann mich nicht bezaubern. Ich bin mißtrauisch geworden gegen

diese Menschen, die uns hier eingesperrt haben. Ich erwarte das Schlimmste; denn sollten sie nicht gründlich sein, wenn sie böse sind? Böse ist böse. Wir aber müssen zusammenhalten. Wir sind gleichgestellt. Es geht Ihnen doch wie mir. Und Sie sind ein Mensch, und ich bin ein Mensch. Warum sollten wir uns nicht verstehen?"

* *

Plötzlich wird die Zelle aufgeschlossen.

Mir ist, als hätte der blaue Mann die ganze Zeit über draußen vor der Tür gestanden. Ob er wohl gehorcht hat?

Jetzt muß etwas geschehen, denke ich. Eine Veränderung wird eintreten. Erwartungsvoll wende ich mich gegen den Schließer. Der aber will nichts von mir und sagt nur zu dem Mädchen:

„Kommen Sie!“

Sie folgt aufs Wort, sagt „Adieu“, ohne mir die Hand zu geben. Ihr Gesicht nimmt den Ausdruck der kommenden Dinge an. Ich werde nicht dabei sein...

Wohin mag man sie führen? Der lange Korridor da draußen... den sind wir ja gemeinsam gegangen. Dies Mädchen... und dann ich. Sind unsere Empfindungen gleich, ähnlich oder verschieden?

Die Tür fiel wieder ins Schloß. Schlüssel rasselten. Wie genau mir das nachklingt... Wie lange wohl? Oh, diese langen Echos... Ich bin allein.

Es wäre gut, zu schlafen. Ach, läme eine Ohnmacht! Aber dies Glück kommt nicht zu mir. Zusammenbruch, aber unvollkommen; wissend und kontrollierend bei aller Qual... Oh, daß ich mich sehe!...

Immer die Augen offen... Erschöpft sein, und nicht schlafen können!

Ich will nicht denken... Beschwerde werde ich einreichen gegen meine Verhaftung, sobald ich Gelegenheit habe. Sterbend würde ich mich auflehnen gegen denjenigen, der mir die Freiheit nimmt... Geben Sie Gedankenfreiheit... liegt mir im Sinn, im Blut, wie tief!... Ich werde nicht begreifen lernen. Das Recht... Freiheit nehmen... Anmaßung... Wie kommt das alles? Aber war das nicht gestern auch so? Und hundert Jahre hindurch? Nur traf es mich nicht...

Aber andere werden nach mir kommen. Oh, daß ich ruhig leben konnte! Ich habe versäumt. Ich habe nicht beachtet, daß Menschen gefangen saßen, während ich träumte... frei träumte.

„Sie schlagen Ihre Geschichte reichlich hoch an“, sagte mir jemand. Ja. Ich kann mir nichts gefallen lassen. Bin ich ein Schaf Gottes? Aber was habe ich versäumt? Alle Geschichten anzuschlagen, als wären sie die meinigen. Mit dem Maße, mit dem ihr messet, wird euch gemessen werden...

Meine Augen stoßen überall an. Alles ist mir zu nah. Es gibt keinen Ausblick. Wo ist die Ferne? Wo

Sind die Flächen? Ich stehe still... ich kann nicht atmen. Was ist das? Jetzt weiß ich, weiß für immer: Es gibt keinen Raum, es gibt keine Zeit, es gibt keine Luft.

Oh Einstellung, Einbildung! Ich muß meine Stimme hören, und ich sage deutlich, sehr deutlich: „Die Welt ist ein Schwindel. Aber man muß glauben können...“ Wie ungeschickt ich bin, ich glaube nicht! Ist es tacklos, das Geheimnis der Illusion zu entdecken? Oh, wäre ich kurzfristig! Aber so begabt bin ich nicht. Wäre ich verträumt oder trunken, mein Befinden wäre nicht schlecht. Aber zu grell, stechend sehe ich Wirklichkeit, das Wunder, Kartenskunststück. Ich will höflich sein, nicht genau hinsehen.

Ich stehe in der Mitte meiner Zelle und schließe die Augen, die sich von selbst öffnen. Das ist ihnen wohl eigen, ist ihr Wesen. Ich sehe vor einem Fenster fünf Eisenstangen, die unbestechlich scheinen.

Da steht mein Wärter hinter mir:

„Träumen Sie? Sie werden abgeholt.“

„Ja. Und was kommt jetzt?“ Warum frage ich? Bin ich wieder neugierig?

„Jetzt werden Sie spazierengefahren,“ sagt er scherzend.

Ich höre das und sage nur: „So... so.“

Wenn er gesagt hätte: „Jetzt werden Sie geräbert,“ oder: „Sie müssen sehr lange tanzen, immer tanzen“ — hätte ich mich gewundert?

Ich werde in einen Raum geführt, in dem es sehr bunt ausseht. Unordentlich. Männer und Frauen stehen und sitzen, warten sehr ungeduldig, nervös, blaß. Plötzlich aufsteigendes Fieberrot: Mädchen, ertappt und ohne Fassung — wo war't ihr noch vor einer halben Stunde? Männer, Vergangenes in gehekten Augen. Gekrümmte Hände, die etwas gepackt hielten, hängen jetzt teilnahmslos. Was hattet noch an euch? Hübsches Mädchen, blaue Augenringe — wie und wie lange wachtest du? Schlichst du dich fünf Uhr früh aus einem Hause? Vier Stufen auf einmal? In der vierten Etage schon in Gedanken auf der Straße... Muß gemacht werden, Scham hin, Scham her... Aber das ist es ja auch nicht. Du verträgst nicht, kontrolliert zu werden... Kräftige Zähne haben sich in deinen Hals gewühlt... Jetzt brauchst du keine Schminke mehr. Dein Puder, noch im Handtäschchen. Der kann lange warten, bis du wiederkommst...

Menschen, verblüdet und elegant, die sich nicht kennen, möchten miteinander sprechen. Flüstern... „Wenn Sie früher hinauskommen sollten, grüßen Sie Nanny, Neuhauserstraße 34, im dritten Stock. Sie soll auf mich warten, es kann lange dauern, aber warten soll sie.“ Schlecht gehobelte, halbshmutzige Tische.

Da steht ein altes Grammophon... Riesige Blech- trompete. Wem hat denn gefallen, das an sich zu

nehmen? Ein Regulator steht da.. Schlachtermesser daneben.. Durchlöcherter Schirmmütze.. Sechs sorgfältig zusammengebundene Regenschirme.. Kleiner Mädlertoffer, Etiketten: Hamburg, Monte Carlo, Cherbourg... Eine rote Perücke, grandios frisiert.. Tüllrobe neben Fleischhackmaschine.. Alles gewürfelt.

Ich sehe die Gegenstände an, ohne darüber nachzudenken, was sie bedeuten, warum sie daliegen. Ich sehe einen jungen Burschen, der gemessen wird. Er macht ein Gesicht dabei, als würde er porträtiert.

Ein Mädchen wird ausgefragt und aufgeschrieben. Sie gibt höflich Auskunft, wie auf einem Vermittlungsbureau. Mir ist, als träume ich; weiß gar nicht, weshalb ich da bin; sitze auf einer Holzbank und finde es ganz nett.

Einigen wird die Geldbörse abgenommen. Das Geld wird sorgfältig gezählt, die Summe notiert.

„Stimmt's?“ fragt der Beamte, „zählen Sie selbst nach.“

„Ja, es stimmt. Gewiß,“ höre ich bescheiden antworten.

„Na, also. Schreiben Sie: 1 Mark und 75 Pfennige.“

Ich freue mich in aller Stille über die Genauigkeit der Beamten. Das Geld wird also doch aufgehoben. Es geht nicht alles drunter und drüber.

Ein Mädchen muß die Hand auf eine schwarz beschriebene Platte legen. Sie stellt sich ungeschickt an. Ein Beamter gibt ihr Anweisung. Er legt seine Hand

auf den gehobelten Tisch; natürlich nicht auf die schwarz bestrichene Platte. Ich würde das auch nicht tun. Vielleicht ist es glühendes Pech, das allmählich erhitzt wird. Ich beobachte genau; will wissen, was geschieht. Soviel ich begreife, kommt es hier darauf an, daß der Daumen nicht rutscht.

Das Mädchen lacht geschmeichelt. Wie intensiv man sich aber auch mit ihr beschäftigt! Sie ziert sich, streift die Ärmel in die Höhe; sie stellt sich an, als solle sie Klavierspielen lernen; als verstehe sie nicht, die Finger zu sehen. Sie erregt die Aufmerksamkeit der Beamten und lächelt freudig und verschämt.

„Den andern Daumen her!“ sagt der Beamte.

Das Mädchen zeigt die andere Hand. Da fehlt der Daumen. Die Hand ist ein verkrüppeltes, knorpeliges, viereckiges Stück Fleisch. Am Zeigefinger fehlt ein Glied? Wo ist das? Nie sah ich eine solche Hand.

Das Mädchen lächelt wieder, als habe sie die Hand so gemacht. Lächelt, als habe sie sich eine kleine Laune erlaubt. Sie lächelt, findet sich selbst ein wenig albern, aber das mit der Hand sei nun mal so... Sie dreht die Hand ein wenig hin und her.

„Ja, da ist nichts zu machen,“ sagt der Beamte.

Ich sitze da und lache laut auf. Lustig, schadenfroh, wie wenn jemand ein Gesellschaftsspiel verliert.

„Was fällt denn Ihnen ein dahinten?“ ruft ein Herr hinter dem Schreibtisch.

„Ach so. Ja.“

Ich verstumme. Bin geniert, daß ich mich „benommen“ habe. Weiß gar nicht, wo ich hinsehen soll; denn alle sehen mich an. Es ist mir peinlich, daß ich so allein sitze, und ich rutsche die lange Bank entlang, so unauffällig wie möglich; immer nach links. Das ist ein langes Ende.

Da sitzt ein Herr in den mittleren Jahren. Der trägt einen feinen Strohhut und einen weißen Tennisanzug. Ich schiele ihn von der Seite an, nehme heimlich mit, was das Auge reichen kann. Weiße Tennisschuhe, mit Antergarn gestopft. Gewiß, der Strohhut ist mit Strobilin gebürstet, nicht gut gespült, hat Streifen. Soll ich ihm nicht sagen: Man darf einen Strohhut nicht in der Sonne trocknen? Sie können ihn auf ein reines Handtuch legen. Wenn Sie das nicht haben, nehmen Sie den Ueberzug von Ihrem Kopftissen. Sie können sich dann zugleich den Kopf damit frottieren. Ich mache mich an den Herrn heran.

„Sie, hören Sie, bitte!“

Hab' ich das schon gesagt? Der Herr räuspert sich, scharrt mit den Füßen... Um Gotteswillen, ich hab' es nicht böse gemeint...

Der Herr steht ganz bellommen aus, räuspert sich laut, sieht mich von der Seite an, und dann auf die Beamten, als wolle er jedermann aufmerksam machen, daß ich ihn belästige. O, dieser geradeaus gerichtete, starre Blick! Nun weiß ich: dieser Herr legt Wert auf Einsamkeit.

Ich will mich nicht aufdrängen und rutsche sofort wieder nach oben. Langsam und leise; denn ich will nicht unliebsam auffallen.

„Können Sie denn nicht ruhig sitzen?“ ruft jemand. Das gilt mir. Brummt weiter: „Ist doch hier keine Rutschbahn, Sie!“

Und da ich höre, daß es hier keine Rutschbahn ist, mache ich mir endlich Gedanken, was es denn eigentlich für ein Raum ist, in dem ich mich befinde, und was das alles zu bedeuten hat. Ich sehe die geschäftigen Beamten, die hin und her laufen und sich alle Mühe geben. Und ich sitze da und weiß nichts.

Aber ich werde mich schon zurechtfinden. Ich will mir alles genau überlegen.

„S...!“

„Jawohl,“ rufe ich prompt.

Einige lachen hell auf.

Ich bin verzweifelt. Gebe mir doch alle Mühe. Nur nicht ausbrechen. Nur nicht weinen.

„Herkommen!“

Ich erhebe mich. Man lacht, aber einige sind todernst. Irgendwo, tief in mir: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

„Haben Sie Geld bei sich? Legen Sie die Uhr ab.“

Wird hier geplündert? Aber mir ist alles recht. Alles will ich abstreifen, meine Lenden, mich selbst; wenn nur ein Mensch hier wäre, an den ich mich klammern könnte.

Ich zerre an der Armbanduhr.

„Vorsicht. Immer mit der Ruhe,“ sagt ein Beamter und hilft mir die Schnalle meiner Uhr lösen. So sorglich ist er mit meiner Uhr! Ich sehe auf, in ein starres Gesicht. „Sie haben die Uhr zu fest geschnallt!“

Warum schreie ich nicht, wenn es doch in mir schreit: „Lieben Sie mich!“

„Die Uhr steht. Haben Sie sonst noch Schmuckstücke bei sich? Ketten, Ohrgehänge, Nadeln?“ knurrt er.

„Hab' nichts.“

„Zählen Sie das Geld nach!“

„Ungefähr zehn Mark muß ich haben.“

„Genau nachzählen! Damit Sie Ihr Geld richtig wieder kriegen. Sonst reklamieren Sie nur.“

„Ach nein.“ Ich zähle. Habe ich denn den Chauffeur auch bezahlt?

Unruhige strenge Stimme: „Haben Sie Schulden? Wo haben Sie nicht bezahlt?“

„Doch, ich habe bezahlt. Es stimmt. Stimmt ganz genau. Auffallend.“

„Na, also. Fertig. Los!“

* *

Zwei Schuhleute treten ein. Der eine hat eine Anzahl Zettel in der Hand. Die Gefangenen bilden zwei Gruppen, eine, die mitkommt, und eine, die

dableibt. Der Schußmann ruft Namen auf. Ich glaube, ich bin bei der „mitgenommenen“ Partei. Ich bleibe stehen, wo ich hingestellt werde; gehe mit den andern, als es „Los!“ heißt und lasse mich durch die Tür schieben. Wir werden in den Hof geführt.

Hier steht ein hausartiger Wagen, der zugleich Auto ist. Ich erinnere mich: als Kind sah ich in einem Panorama die „Cholera-Epidemie in Hamburg“. Der grüne Wagen, der vor uns steht, hat Ähnlichkeit mit dem monströsen Cholerawagen, in dem man die Kranken und Toten expedierte. Die Schußleute lassen zuerst die Gefangenen einsteigen. Ich glaube, die Schußleute werden wohl nicht mitfahren; aber die fahren gerade mit, und es ist mir auch gleichgültig.

Es dauert geraume Zeit, bis jeder seinen Platz hat; denn der Wagen ist schmal, und die Bänke sind schmal. Und das eine paßt nicht zum andern. Die Frau mit der blauen Küchenschürze ist dick und zwingt sich durch die andern hindurch, um den Rückplatz zu bekommen. Der Dame mit dem Federhut paßt es nicht, neben der Dicken zu sitzen. Sie bittet einen Herrn, doch mit ihr Platz zu wechseln. Die Bitte wird stumm erfüllt. Ich lasse mich hin und her schieben. Alles ist mir ein ungemütlicher Traum.

Die Federhut-Dame sitzt links neben mir. Rechts bildet ein poliertes Holzbrett eine Grenze. Ich erlebe schnell, warum das so ist; denn rechts neben mich setzt sich der Schußmann isoliert in eine Art Sessel.

Zwei Schuhleute sitzen einander gegenüber direkt an der Wagentür. Man muß also an ihnen vorbei, wenn man aussteigen will. Endlich ist alles arrangiert.

Der Wagen fährt ratternd zum Hofe hinaus. Wir werden durcheinander geschüttelt. Wir fahren in schnellem Tempo durch die Hauptstraßen hindurch.

Mir fällt ein: Bekannte könnten mich von der Straße aus sehen; denn die Tür des Wagens ist ein großes, vergittertes Fenster, durch das man hindurchsehen kann.

Mir gegenüber sitzen zwei junge Leute in Gebirgstracht. Sie haben staubige, eisenbeschlagene Schuhe.

„Hätten wir nur die Sandalen angehabt,“ sagt der eine zum andern. „Jetzt können wir die ganze Unternehmungshaft in Bergstiefeln abtun.“

Der andere zuckt die Achseln.

Ein rothaariger Bursche, der in der äußersten Ecke des Wagens sitzt, horcht interessiert auf jedes Wort, das gesprochen wird.

Ich bin erstaunt, daß überhaupt gesprochen wird; aber die Schuhleute kümmern sich nicht um uns und unterhalten sich miteinander.

„Waren Sie in den Bergen?“ fragt der Rothaarige. „’s muß arg heiß sein dort.“

Als Antwort erfolgt ein verdrießliches: „’s geht an.“

Weil die Touristen offenbar keine Unterhaltung wünschen, wendet sich der Rothaarige an seine Nachbarin.

Die steht verstrubelt aus, als käme sie direkt aus dem Bett. Sie blinzelt ihren Freund unruhig fragend an. Minutenlange Augensprache.

Tonlos und gleichgültig: „Also höchstens drei Monate, wenn ich dir's sag'.“

Verärgerte Stimme: „Zawohl, drei Monate! Als wäre das nichts! Aber mit dir fällt man immer 'rein. Ich hab' keine Lust mehr.“

„Sei doch ruhig!“ raunt der Rothhaarige dem verstrubelten Mädchen zu. „So sei doch nur ruhig.“ Als habe sie eine Taktlosigkeit begangen.

Verdrossen schaut das Mädchen zum Schuhmann hinüber. Der Wagen schaukelt. Der Säbel des Schuhmanns streift mein Knie. Dies ist mir sehr unangenehm und ich mache mich schmal, presse mich zusammen.

Der Schuhmann fängt mit dem Rothhaarigen ein Gespräch an:

„Was haben Sie denn schon wieder? Wir fahren doch erst neulich zusammen.“

Der Rote schiebt die lästige Schirmmütze in den Nacken, will erzählen, besinnt sich und lacht verlegen:

„Eigentlich dürfen S' mich überhaupt nicht einsperren. Heiß' doch Adam, bin der erste Mensch.“

Der Schuhmann lacht.

Einige der Fahrgäste verziehen den Mund zu verstoßenem Lächeln.

Ein Mädchen, das neben mir auf der Bank sitzt,

erfüllt die Luft mit starkem Parfüm. Das übertrumpft den Tabalgeruch des alten Bauern, der andauernd schnupft und sich ekelhaft räuspert.

Neben ihm sitzt eine zitternde alte Frau. Dünnes graues Haar. Hin und wieder wischt sie sich mit ihrer Schürze den Schweiß von der Stirne. Sie seufzt unterdrückt.

Das parfümierte Mädchen lehnt sich behaglich zurück. Sie stochert mit ihrem weißen Sonnenschirm, der drei breite Spitzenvolants trägt, auf dem Boden herum. Die Beine übereinander gekreuzt, zeigt sie ihre knallgelben Segeltuchstiefel. Sie gähnt aufdringlich und führt verschwitzte Handschuhe zum Mund.

„Den Sonnenschirm ham S' a mitgnomma, Fräulein?“ fragt der Schuhmann wichtig.

„Der is froh, daß er a amal spazierenfahren darf umfunst.“

Wie genau ich auf alles achte! Ich sehe und höre fast wider meinen Willen.

Wir fahren schnell und schon ziemlich lange. Ich weiß nicht, wohin; weiß nicht Bescheid, weiß nicht, wie es heute abend sein wird.

Wie werde ich mich schlafen legen? Zu Hause in der Pension mein Bett wird unbenuzt dastehen...

Ich mische mich in alles. Wohin gehen die Schuhleute, nachdem sie uns irgendwohin gebracht haben? Nach Hause? Vielleicht sagt einer zu seiner Frau: „Ich habe heute acht Menschen ins Gefängnis ge-

fahren.“ Und die Frau stellt das Essen auf den Tisch, sagt: „Was du sagst! Acht Menschen! Ja ja.“

Und wo sind diese acht Menschen dann? Fahren die Schuhleute uns in ein Gefängnis, um uns zu vergessen? Ich begreife nichts, so sehr ich mich um alles kümmerge. Denn alles dies muß doch wohl so sein. Was bedeutet diese verrückte Wagenfahrt? Einen Sinn muß sie doch haben, einen Zweck.

Wie unsinnig finde ich alles, und darum unheimlich! Mir ist, als wäre ich heute zum ersten Male auf der Welt, so neu erscheint mir alles, wie im Traum, unmotiviert. Die Helmspitze des Schuhmanns kommt mir zwecklos vor; die Uniform, ein unheimlicher Fasching, der mich schreckt.

Ich sehe durch das Fenster auf die belebte Straße hinaus. Damen und Herren gehen ruhigen Schrittes, tragen verschiedenartige Kleider, Schleifen und Rollarden, enge und weite Röcke, Halstausen und Pince-nez. So sicher gehen die Menschen heute, präsentieren sich, ohne sich gegenseitig zu fragen: „Gefällt Ihnen dies, was ich trage, und mein Gesicht?“

Zum ersten Male entdecke ich, daß alles schamlos ist, was lebt. Und ich selbst sitze da, in einem Wagen mit anderen, denke mich hinweg, vergesse mein Gesicht. Ich sehe, wie meine Hände in meinem Schoße liegen, bewege sie. Fremd sind meine Hände mir. Wie kam ich zu dem gestreiften Rock? Seltsam... Wo ist mein schottisches Kinderkleid, mein kurzes Kleid?

Die Tage stürzen ein. Ich schließe die Augen, und allmählich entfällt mir alles, was ich je gesehen. Was mich schreckte, sinkt zurück. Immer tiefer zurück. Und ich bin ein einsames Tier, glücklich streifend auf unberührten Fluren.

* * *

Die Zellentür wird geschlossen, und ich bin allein. Ich suche gierig nach einem bunten Gegenstand, einiger Unordnung, die mich anregen könnte. Aber es ist alles peinlich sauber und grau. Ich konstatiere diese Korrektheit leider nur zu schnell. Ich setze mich auf das weiß geschauerte Brett, das als Stuhl dient.

Die Schlafgelegenheit, eiserne Pritsche, ist unzugänglich hochgeklappt.

Ich versuche durch das kleine Guckloch zu spähen, aber es ist von außen verhängt. Ich starre auf ein kleines schwarzes Loch, auf ein Nichts, starre immer weiter und denke: ich werde dieses schwarze Nichts mit der Zeit zum Leben zwingen. Immer sicherer, klarer wird eine kleine Welt hervortreten, schwarzes Guckloch wird bebändert und bunt, und es wird Panorama werden. Genießen werde ich vor dem Guckloch, ausruhen, mich erholen. Erträume ich mir eine Welt vor dem Guckloch: das geht an. Vielleicht verlasse ich, einigermaßen heil geblieben an Seele und Leib, dieses Haus; aber das Guckloch darf nicht seine Anziehungskraft verlieren. Hypnotisiert mich dieses Guckloch oder hypnotisiere ich? Die toten Dinge

haben Augen, die vielleicht barmherziger, treuer sind wie die lebenden.

Ich lege meinen Mund in diese kleine Rundung. Kühlt ist die Eiseneinfassung. Das Glas, wie glatt und kalt! Meine Lippen berühren das schwarze Glas, das still bleibt. Und ich spreche, flüstere; denn niemand soll uns hören:

„Bleib mir treu. Du wirst mich nicht enttäuschen. Sei nachgiebig unter meinen Augen. Schmiege dich meinem Willen. Sei barmherzig und laß dich verführen, bis ich dich beherrsche. Immer spiegele das Bild, das meine Seele erträumt. Dein Echo brauche ich. Halte nach, lange: ich liebe dich... Leise... leise... liebe dich...“

Was sprach? Sprach ich? Oh mein Gott, laß mich nicht ‚natürlich‘ bleiben; denn dann tobe ich. Bleibe ich ruhig in diesem Käfig, bin ich mir untreu geworden. Das ist das Allerschlimmste. Ich darf mich nicht beschwichtigen. Ich darf mich nicht hinwegtäuschen, über mich selbst hinweg. Darf mir nichts vormachen. Darf nicht bequem werden. Darf nicht etwa sagen: Es geht vorüber. Ich kann mir nicht einreden, daß dieses Gefängnis ein Weihnad,tswunsch war. Beginne ich mit der Täuschung, zeige ich Begabung fürs Schwindeln, wird Zuchthaus Paradies. Könnte ich nicht dahin gelangen, bei einiger Begabung Menschen zu töten aus langer Weile? Lustmord als Unterhaltung? Denn unberechenbar nach allen Seiten

bin ich, werde ich dann. Ich stehe vor einem schwarzen Guckloch — wie lange schon? Habe ich schon eine Uhr schlagen hören? Etwa fünfmal? Fünf Schläge nacheinander?

Ich gehe meinem Gedächtnis nach. Ich lehne meinen Kopf an die Eisentür. Wenn ich mich nicht irre, schlug die Uhr fünf. Vor einer Weile. Wie klang es mir? Bang—bang—bang—bang—bang. Schnell, schrill und hart. Ich weiß jetzt genau, wie es klang. Die Töne schwingen noch in mir nach.

Ich habe diesen Tag aufgenommen wie ein Objektiv. Ich gebe jeden Ton wieder wie eine korrekte Grammophonplatte. Licht- und schattenempfindlich bin ich, und farbenfreudig. Ich habe ein solides Gedächtnis. Lieber Gott, laß mich dieses nicht verlieren. Nur dieses nicht. Laß mich nichts vertuschen, nichts anders deuten; nur sehen, wie meine Augen sehen, keine falsche Einstellung.

Ich sehe auf dieses schwarze Guckloch. Es ist vollkommen schwarz, herzlos in seiner Vollkommenheit. Es wird mir nicht gelingen, das Tote zu beleben; aus dem Nichts eine Welt zu zaubern. Meine Kraft wird erlahmen. Ich werde nicht fliegen können. Ich werde auf der Erde bleiben; bleiben am Boden.

Werde ich mich über Eisengitter hinwegsetzen können? Mauern stürzen lassen? Türen brechen, wenn ich immer vor mir sehe eine verschlossene Tür? Wo werde ich die Kraft hernehmen?

Und eine Verzagttheit überfällt mich. Der Schweiß bricht mir aus der Stirne. Ich presse mein Gesicht an die Eisentür. Besinnung, verlaß mich nicht! Ich fürchte mich. Ich fürchte, ich ver falle in die natürliche Tobsucht.

Ein Auge sah mich wohl von draußen. Des Wärters Auge. Schwarzes Verräteraue steht auf mich. Falsch bist du. Ich wende mich ab und beginne eine monotone Wanderung. Sechs Schritte auf, sechs Schritte ab, und immer wieder von neuem.

Dann lese ich die Verhaltensmaßregeln, die Vorschriften für die Gefangenen:

„Keinem Gefangenen darf der Anspruch eines Geistlichen seines Glaubensbekenntnisses verweigert werden.“

Davon werde ich Gebrauch machen. Was ‚glaube‘ ich? Römisch-katholisch bin ich. Konvertitin. Unruhe ließ mich Religion versuchen, eine andere. Ich versuchte mir zu helfen. Bequem, nicht sich selber beichten zu müssen. Das paßte mir einmal. Ich schob. Nun ja...

Ich lese weiter, suche mehr dergleichen Vergünstigungen:

„Die Prügelstrafe ist in allen deutschen und bayerischen Gefängnissen verboten.“

Also soweit kommt es nicht. Ich freue mich, fünf Minuten etwa. Gehe wieder auf und ab.

Versuche ein Lied zu singen. Das will ich auskostend genießen.

Ich singe mir leise zu:

„Ach, wie die Tage so golden verfliegen,

Wie die Nächte so selig...“

Weiter geht es nicht. Meine Sinne reagieren nicht.
Versuche noch einmal in einer helleren Tonart und
frischer:

„Meine Mutter, die hat mich fortgeschickt

Und hat mir einen Taler in die Hand gedrückt

Für so einen jungen Matrosen.“

Ich breche in Tränen aus. Weine, weine.

Warum man mich allein läßt? Wenn man mich
nur nicht vergift. Ich habe ja gar kein Dokument
in den Händen, habe keinen Ausweis, wer ich bin.
Wenn man meine Papiere nun verwechselt? Wenn
man mich zeitlebens hier behält? Warum man mir
wohl keine Beschäftigung gibt? Ob man mir erlauben
wird, zu arbeiten? Das wäre eine Ablenkung. Ich werde
sagen: ich kann alles. Ich verstehe alles, jede Arbeit.

Ich lese die Inschriften an der Wand:

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide.“

Dann drücke ich auf den elektrischen Knopf, der sich
neben der Tür befindet. Draußen schlägt eine Glocke
automatisch an. Ich höre Schritte. Das Läuten
hört auf.

Die Klappe in der Tür wird aufgeschlossen.

Ich sehe den Kopf des Wärters:

„Was ist denn? Was soll das bedeuten? Was
wollen Sie?“

„Könnte ich den Zuspruch eines Geistlichen meines Glaubensbekenntnisses haben? Ich gehöre der römisch-katholischen Kirche an.“

„Sie sind wohl verrückt geworden?“

Ich wehre bescheiden ab:

„Das nicht. Aber haben Sie denn keinen Geistlichen? Da steht's doch.“

Sein entrüstetes Gesicht soll mich nicht beirren. Ich halte mich strikt an das gedruckte Wort.

„Entschuldigen Sie, aber es gibt doch verschiedenes. Zum Beispiel: da steht etwas vom Briefschreiben. Freilich, lieber wäre mir ein Geistlicher. Es ist ja nur wegen der Aussprache. Ich will beichten.“

„Sie glauben wohl, Sie können hier nur bestellen und werden dann bedient? Das ist kein Hotel hier. Sie sind ja gerade angekommen. Wozu brauchen Sie denn einen Geistlichen?“

„Ich habe wirklich etwas zu beichten. Es ist mir erst hier eingefallen. Wäre es mir früher eingefallen, so hätte ich schon früher gebeichtet. Ich muß Ihnen sagen: ich bin nicht unschuldig hier hineingekommen.“

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Das weiß ich schon.“

„Aber nicht genau. Verzeihen Sie, das können Sie ja auch nicht wissen. Aber ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen“ — ich trete dicht ans Fenster und sehe ihm direkt in die Augen — „ich habe etwas zu beichten. Staunen würden Sie, wenn Sie es

hören würden. Glauben Sie mir. Ich brauche keinen Beichtspiegel. Mir fällt alles so ein. Ich brauche meine Sünden nicht zu suchen; denn meine Sünde fällt zu sehr auf, weil nur Sünde da ist. Ich habe Schuld. Nur ich habe Schuld. An unendlich vielem. Vielleicht an allem. Mein Beichtvater sagte mir, die Unterlassungssünden seien am schwersten zu verzeihen. Ich glaube, es gibt nur Unterlassungssünden."

Ich habe meinen Wärter einen Augenblick gefesselt. Er schlug nicht die Klappe vor meinem Gesicht ins Schloß. Aber sein Gesicht wurde ein wenig verlegen und er sagte:

"Ich habe hier keine Zeit zum Fensterln. Die Stöße ist nur bei Lebensgefahr zu benutzen."

* * *

Ich habe fortwährend Brechreiz. Fühle mich so schwach, daß ich mich nicht auf den Beinen halten kann. Ich muß mich auf den Boden legen. Habe Leibschmerzen, hauche immer auf meine Hände, lege sie dann auf den Leib, damit die Wärme in mich dringt. Jeden Augenblick muß ich aufspringen, weil mir übel wird. Der Toiletteneimer steht an der Tür. Er ist desinfiziert mit einer teerartigen Flüssigkeit, die mir noch heftigere Uebelselt verursacht. Wenn ich mich erhebe, wird mir schwindelig.

Nach kurzer Zeit bin ich so schwach, daß ich nicht mehr aufstehen kann. Ich weiß mir nicht mehr zu

helfen. Muß es also aufgeben, und kann mich nicht mehr um mich kümmern. Dennoch ziehen meine Hände mir die Ruffenbluse über den Kopf weg, um ein Kopfkissen daraus zu machen. Aber die Ruffenbluse ist zu dünn, man könnte sie in eine Hand pressen.

Liege halb an der Wand, um einen Stützpunkt zu haben. Ich finde, mein Körper hält nicht mehr recht zusammen. Meine Glieder sind eine aussichtslose Angelegenheit geworden. Wenn jetzt ein Arzt käme, würde ich ihm raten: „Geben Sie mich auf!“ würde ich mich entschuldigen, daß etwas so Hoffnungsloses vor ihm liegt; würde sagen: „Warten Sie nur einen Augenblick und ich werde sterben.“ Ich glaube, ich habe dazu nicht einmal die Kraft. Erfordert das Sterben nicht auch einen gewissen Schwung? Ich liege direkt unterm Fenster. Ich rechne mit der einströmenden Luft. Womit sollte ich sonst noch rechnen? Es ist sehr heiß. Die Luft hat Fieber, scheint mir. Erhöhte Temperatur hat die Luft, oder die Zeit. Geht mich ja auch nichts an, was es ist. Ob Luft oder Zeit, was kümmert mich die Welt?

Es riecht nach Sommer, Bodenkammer, alten Äpfeln, überwinterten Kartoffeln und Teer. Und diese Eisentür immer sehen müssen... Es ist schrecklich heiß. So heiß war es noch nie. Und dieser Teergeruch! Wann noch es doch nach Teer? Als Kind lesend auf der Bodenkammer. Die Dachluke war geöffnet, das Schieferdach geleert. Die Liebesbriefe

meiner Mutter waren sehr schön, so vergilbte Briefe... Lawendel, Myrth' und Thymian... Sind wir schon Ende Juli? Aber das ist ja ganz... Oh, ist mir übel! Mein Taschentuch, ganz verklebt — wenn es nur nicht so dünn wäre. Und das Hemd kann ich doch nicht zerreißen. Ist ja nur ein Fragment. Fragment von Hemd... Schillers 'Geisterseher', ein Fragment. Reden wir nicht mehr davon.

Mir wird bunt vor den Augen. Noch regenbogenfarbener. Die Zelle zerfällt in Würfel. Wenn die nur nicht auseinanderfallen. Nachher hab' ich wieder die Schuld. Wenn die Zelle auseinanderfällt, hält die Decke auch nicht lange; denn alles hängt zusammen, alles hat seinen Grund, oder alles ist Luft. Ich kann kaum Luft kriegen. Es ist ganz wenig Luft für mich da. Von der Lüdecke wälzt sich eine Leerdustwelle her zu mir, hüllt mich ein. Das ist Teufelsweihrauch, und ich darf mich nicht benebeln lassen. Nur nicht hereinfallen auf den Schwindel. Telegraphenstangen bröhlen in meinen Ohren, aber sie stören mich nicht. Ich werde mich nicht darum kümmern. Aber ach, die Schmerzen! Ist das Magen-gegend? Ist das die Seele? Ist alles dasselbe. Geht in einem hin. Oh, ich muß aufspringen. Kämpfen muß ich mit meiner Krankheit. Stehend Tod oder Leben erwarten. Aufrecht, ich strecke mich, ich will die Decke heben, ich will den Himmel sehen. Meine Beine sind steinerne Säulen und schwer. Ich kann

nichts halten. Mein Mund quält sich automatisch, trampft sich. Nur in Lebensgefahr klingen... Ich will ja auch nur die Sonne; die Sonne will ich... und falle, weiß nichts mehr.

* *

Ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Boden gelegen habe. Am andern Morgen kommt die Aufseherin. Sie fragt mich, was mir fehlt.

Ich sage:

„Bin wohl krank.“

„Dann müssen Sie sich beim Arzt melden.“

„Ja.“ Aber ehe ich weiteres fragen kann, ist sie schon wieder verschwunden. Vielleicht hat sie den Arzt bereits für mich bestellt.

Ich habe Waschwasser bekommen, aber ich habe kein Handtuch. Man hat es vielleicht vergessen.

Die Aufseherin kommt zurück in Begleitung einer Gefangenen. Die trägt ein Holzgestell, auf dem eine Anzahl dampfender Kochtöpfe steht. Darin ist braune Mehlsuppe. Man stellt meine Suppe auf mein Holzbrett. Ich bin nicht verwöhnt, aber diese Brennsuppe kann ich nicht riechen. Ich halte mir mit der rechten Hand die Nase zu, mit der linken gieße ich mir ein wenig Suppe in den Mund. Ich will hier nicht zugrunde gehen. Seit gestern früh habe ich nichts gegessen.

Die Aufseherin kommt zurück. Der Kochtopf wird

abgeholt. Meine Pritsche wird hochgeklappt. Da ich kaum gehen kann, holt mir die Gefangene einen Steinkrug mit frischem Wasser, den ich mir sonst selbst holen müßte.

Eilige Schritte auf dem Korridor. Ach, die können ihre Beine gebrauchen, während mein Körper wie in der Mitte gebrochen ist. Ein Tag und eine Nacht haben mich so elend machen können. Gestern früh war ich doch noch ganz gesund. Immer fällt mein Kopf, entweder nach rechts oder nach links. Er baumelt, wackelt wie der Kopf einer Lumpenpuppe.

„Na, Sie sehen schön grün aus im Gesicht!“ sagt die Aufseherin.

„Kann nicht anders. Bin so frei.“

Ich kann nur noch hauchend sprechen. Dabei empfinde ich den wilden Wunsch, mich aufzuraffen, wieder gesund zu werden, ebenso schnell, wie ich krank geworden bin.

Ich habe die Suppe nicht gegessen. Ob es nicht verboten ist, die Suppe stehen zu lassen?

Ich sage der Aufseherin, die zum Türschließen kommt:

„Ich kann leider keine Suppe essen. Ich habe mir den Magen verdorben.“

„Ist gut so,“ brummt sie, „ist schon recht.“ Sie wirft die Tür ins Schloß. Ist es ihr gleichgültig, ob ich die Suppe gegessen habe oder nicht? Schon bedaure ich, daß ich „leider“ gesagt habe. Habe die

Suppe wohl nicht genügend respektiert; sie wird wohl weggeworfen werden. Nun wird man mir wohl kein Essen mehr bringen. Irgendwie freue ich mich darüber; denn niemand wird meine Anfälle sehen, und ich kann ohne Aufsicht, ohne Kontrolle, in aller Ruhe ohnmächtig werden. Zusammenbruch ohne Zeugen ist eine Vergünstigung. Vielleicht ist man so gütig, mich allein zu lassen. Wie taktvoll von der Aufseherin, nicht zu bemerken, wie schmutzig und besudelt ich bin. Man will mich nicht in Verlegenheit bringen.

„Sie sehen schön grün aus!“ hat sie gesagt. Das war doch Bewunderung. „Schön grün!“ Soll ich mich nicht geschmeichelt fühlen? Aber ich fühle mich gar nicht geschmeichelt, und war doch einst empfänglich für Komplimente, selbst wenn ich wußte, der Bewunderer täuscht sich immer. Nicht immer war es Eitelkeit, wenn ich den Bewunderer im falschen Glauben ließ. Korrigieren ist anstrengend. Man muß so weit herholen. Bequemlichkeit war meine größte Sünde.

Ich lege mich wieder auf den Boden unter das Fenster. Es mag neun Uhr früh sein. Gewöhnlich schlafe ich noch um neun Uhr früh. Aber mitunter stehe ich um sieben Uhr früh auf. Dann gehe ich in die Messe und vor dem Bilde der heiligen Familie träume ich von Häuslichkeit, wenn ich den heiligen Josef in seiner Eigenschaft als Zimmermann ansehe, das Jesuskind spielend an der Hobelbank und die verträumte Mutter Gottes am Spinnroden. Brautleute

knien vor diesem Bilde. Heiliger Josef, Schutzpatron der Verlobten. Ich bin traurig, weil ich das Gegenteil einer Braut bin. Dennoch kniete ich in der Ludwigskirche vor dem Bilde der heiligen Familie.

Einmal gab es keinen Platz mehr auf dem langen Betschemel. Es war an einem Samstag in der Abendstunde. In den Beichtstühlen wurde geflüstert. Ich sah nicht in die Gesichter der Entsündigten, die überbleicht und schlaff zum nächsten Betstuhl wanten, um in geknickter Haltung — seitlich geneigter demütiger Kopf — zu büßen. Ich kniete abseits, versenkte mich in der heiligen Familie sonnenbestrahlte Diele, in den verschwiegene Frieden der Häuslichkeit. Und dann konnte ich wohl vieles vergessen, was abends war, wenn ich sang, wenn ich spät nachts nach Hause kam. Und ich habe geweint, am Morgen, wenn meine Kleider nach Zigaretten rochen. Geweint, weil ich nie am Spinnrocken sitzen durfte. Wenn meine Hauswirtin mir sagte: „Hier steht's ja aus wie bei den Zigeunern!“ dann sagte ich wohl zu ihr: „Kann ich denn nicht Heiligenbild sein in der Ludwigskirche?“ Darauf antwortete sie: „Meinetwegen. Aber Sie haben doch einen Kontrakt im Cabaret.“

Gewiß hatte sie recht, sie dachte wohl richtig; und doch war ich traurig. Immer wieder kam ich zu ihr. Ihr konnte ich alles sagen. Sie erlaubte es mir. Nur gab sie mir nicht immer die Antwort, die ich erwartete...

Die Uhr schlägt zehnmal.

Mir fällt ein: Um diese Zeit trinkt meine Mutter ihren Tee. Sehr schwachen Tee; denn meine Mutter ist sparsam. Nur wenn ich zu Hause bin, ist sie nicht sparsam. Dann bekomme ich eingemachten Kürbis. Kürbis wächst bei uns im Garten. Ich glaube, er wächst wild.

Wenn ich zu Hause bin, pflege ich um acht Uhr, zu Bett zu gehen, viel früher wie meine Mutter. Das gefällt mir sehr gut. Und es gefällt mir, daß sie mir ihr graues Umschlagtuch über die Schultern legt. Das ist für mich das Allerschönste. Aber ich war nie lange zu Hause, ich hatte es stets eilig. Warum wohl? Ach, ich weiß nicht genau. Ich weiß nicht 'warum', ich weiß nur 'wie'.

Wenn meine Mutter wüßte, wo ich bin! Ich darf es ihr nicht sagen. Ob sie alles verstehen würde? Ich bin unruhig um meine Mutter. Meine Sorge streift sie. Ob sie wohl auch unruhig ist? Rhythmisch hallen die Schritte der Gefangenen an mein Ohr.

Die Gefangenen marschieren auf dem Hofe. Das klappt so gleichmäßig, monoton, als marschierten Soldaten in Mittagsglut, unverdrossen, aber so grenzenlos gleichgültig. Ein Dauermarsch in langsamem Tempo. Der Chopinsche Trauermarsch klagt leise in mir. Das wirkt so hoffnungslos und einschläfernd.

In der Spätnachmittagsstunde kann ich mich nur dunkel erinnern, daß die Aufseherin den Kopf zur

Klappe hereinstreckte. Man hat mir wohl das Essen bringen wollen. Hätte ich nicht wenigstens versuchen müssen aufzustehen? Aber daran ist nichts mehr zu ändern.

Die Abendsonne scheint schräge durchs hohe Fenster, wirft vier Striche an die gelblich getünchte Wand. Meine Sorge umschwebt ängstlich und scheu meine Mutter. Hätte ich ihr doch geschrieben vor meiner Verhaftung, etwas sehr Glückliches, etwa: „Ich kann nie ganz unglücklich werden, liebe Mutter, denn bei dir war es sehr schön. Alles andere ist nicht so schlimm. Alles andere...“ Hätte ich ihr das nur geschrieben! Sechs Briefe hätte ich ihr im voraus schreiben sollen, die glücklichen Briefe frankieren, und meine Hauswirtin hätte jeden Freitag einen in den Briefkasten werfen können. Dann wäre jeden Sonntag ein Brief angekommen und ich könnte ruhig sein. Ich nehme mir vor: wenn ich wieder frei bin, werde ich vorsichtiger sein. Sechzig Vorratsbriefe werde ich schreiben. Das reicht bis über ein Jahr. Ach, ich werde sehr vorsichtig sein.

Ich wende mein Gesicht zur Wand. Entfliehen möchte ich meinen Gedanken. Mein Blick fällt auf die Inschriften, mit denen die Wände übersät sind. Menschen haben sich die Mühe gemacht, so tief am Boden noch zu schreiben. Ich bewundere die Lebenskraft, die sich hier äußert:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?
Dahin will ich mit dir nach der Entlassung zieh'n.“

Und darunter steht von unbeholfener Hand
geschrieben:

„Trennung, oh, wie schwer bist du!“

Diesen Seufzer gräbt man in einen Leichenstein.

Ach mein armer Leib! Nichts Heftiges ist mehr in mir. Ich lehne mich nicht auf, und bin doch kaum zwei Tage in diesem Hause. Schon ist meine Kraft vergewaltigt. Wenn das der Zweck des Gefängnisses sein soll, so bin ich mit Erfolg hier gewesen.

Die Aufseherin kommt. Ich raffe mich auf und empfange sie stehend. Ich will nicht, daß sie mich wie ein gebändigtes Tier am Boden liegen sieht. Ich versuche angestrengt, mich gerade zu halten.

Die Aufseherin fragt:

„Wie haben wir's denn jetzt mit Ihnen?“

Ist sie nur gekommen, um meine Niederlage aus meinem eigenen Munde zu hören? Soll ich mich für beslegt erklären? Bitterkeit flammt in mir auf und erlischt. Ich kann nicht länger auf den Beinen stehen. Widerstreben entfällt mir. Ich kenne keine künstliche Empörung. Ich fühle nur eines, hoffe zitternd: die Aufseherin ist ein Mensch.

„Wenn ich nur liegen könnte, wäre mir bald besser. Wenn ich nur auf der Pritsche liegen dürfte.“

Ich wage nicht, sie direkt zu bitten; denn ich weiß nicht, ob sie berechtigt ist, die Pritsche am Tage herabzulassen. Wo mag derjenige wohnen, der das Recht hat, die Pritsche in Nummer 8 herabzulassen?

Meine Erlösung war nahe und ich ahnte sie nicht.
Ein Wort hebt alle Qual auf. Die Aufseherin sagt:
„Das kann geschehen.“

Ihr großer Schlüsselbund, der von der Schürze
an einer Stahlkette herabhängt, klirrt. O Engel der
Barmherzigkeit...

Den kleinsten, runden Schlüssel steckt sie ins Schloß
und schwer fällt die Pritsche von der Wand, wie durch
ein Wunder.

„So, jetzt können Sie sich legen.“

Raum zu sprechen vermag ich:

„Ich danke Ihnen, und vielmals. Sie sind so gut!“
und sie geht.

* *

Am andern Morgen werde ich in die Krankenzelle
geführt. Hier ist es wunderschön. Fenster mit dicken
Mattscheiben, durch die die Eisenstäbe nur schwach
hindurchschimmern. Die Mattscheiben wirken wie ver-
eiseter Winter. Fünf Pritschen stehen in einer Reihe,
und auf der anderen Seite steht eine Pritsche allein.

Wie glücklich bin ich, daß ich hier sein darf!

Ich wurde aus der Zelle geführt, durfte mit der
Aufseherin über einen Korridor gehen, mindestens
zwölf Schritte gehen. Eine Frau putzte die Korridor-
fenster. Ein junger Mann in grauem Gefangen-
anzug hatte sich Bürsten unter die Füße gebunden
und bohnerte den Korridor. Er bewegte sich elegant
wie auf der Eisbahn.

In der Krankenzelle kommt mir sogleich ein junges Mädchen entgegen. Die hat schwarze Haare, Gretchenfrisur und braune Tieraugen, die mich teilnehmend mustern.

Das Mädchen führt mich, den Arm um meine Hüften geschlungen, zu meinem Bett. Hält sie mich für gebrechlicher als sich selbst. Ich sehe sie an. Sie geht gebeugt und schwach. Sie leuchtet und steht blaß aus wie ein Leinentuch. Das ergreift mich so sehr, daß ich mich sofort kräftiger fühle.

Ich danke dem Mädchen, und sie lächelt freundlich und schmerzhaft.

Ich lege mich auf das Eisenbett, ohne die weiß und blau gewürfelte Kattundede zurückzuschlagen. Ich bin still und zufrieden, weil ich nicht mehr allein bin.

Das Mädchen stellt einen Wasserkrug auf ein Tischchen, das neben meinem Bett steht. Ich sage jetzt „Bett“, vielleicht sage ich morgen schon „Himmelbett“. Wer weiß, wie weit ich es noch bringen werde.

Ich fühle mich schwach vom Gehen, fühle mich für einen Augenblick in einem Hotelbett und habe Angst vor dem Rückfall in die Gefängnispritsche. Ich will das Wort Pritsche nicht mehr gebrauchen.

Der kleine Tisch neben mir hat eine Mattscheibe. Ein flodiges Wolkenmuster, schneehell und zeitlos. In diesem Himmel läßt sich's träumen.

Das Mädchen schlurft in Filzpantoffeln. Legt sich

auf das Bett an der mir gegenüberliegenden Wand. Vorsichtig legt sie sich auf den Leib, wendet mir das Gesicht zu. Jetzt muß ich ihr wohl etwas sagen.

„Ich danke Ihnen vielmals.“

„Oh bitte, bitte.. Anna heiß' ich.“

„Ja? Ich heiße Emma.“

„Ach so! Wieswegen sind Sie denn da?“

Ja, das ist es ja gerade... Und die erste Qual kommt wieder. Warum rührt sie daran? Und ich bekomme sofort wieder drückende Herzschmerzen.

Warum ich da bin? Damit bin ich noch längst nicht fertig. Damit habe ich noch nicht begonnen. Aber antworten muß ich. Warum ich hier bin? Ist das nicht meine persönliche Angelegenheit, die ich noch nicht begriffen habe? Und ich weiche aus:

„Wegen Fluchtverdacht.“

Und fühle wieder: das kann nicht stimmen. Fühle, wie ich die Farbe wechsle. Bin verlegen, sehr verlegen, möchte eine Entschuldigung sagen. Aber ich kann mich nicht entschuldigen. Ich weiß, ich bin nicht zu entschuldigen. Ich denke über Vergangenes nach.

Anna stützt mit dem Ellenbogen ihren Kopf und sieht mich forschend an. Dann sagt sie:

„Wegen Fluchtverdacht? Das ist doch kein Delikt! Weshalb sind Sie geflohen? Da muß doch vorher...“

Ich falle ihr ins Wort.

„Doch, doch. Flucht ist gesetzwidrig. Ich wollte fliehen. Ganz einfach fliehen. Sonst nichts. Für mich

hatte ich keinen Grund zu fliehen. Ich habe wohl Angst bekommen, sonst wäre ich wohl nicht geflohen. Hätte wohl nicht versucht, zu fliehen. Es ist mir ja nicht geglückt... Mir selbst ist es gar nicht klar geworden, daß ich fliehen wollte. Aber schließlich... Wenn immer wieder Leute daherkommen und Ihnen sagen: „Sie sind fluchtverdächtig“, dann muß man es doch wohl glauben. Etwas muß daran sein. Ja, ich bin heruntergekommen, bin mürbe. Komme mir ganz verschlampt vor. Wissen Sie: ich habe Angst, daß ich in Zukunft den andern Leuten überlassen werde, meine Empfindungen und meine Handlungen auszulegen. Traumdeuter müßten die Herren vom Gericht sein. Die gefekwidrigen Träume sind strafbar.“

Anna sieht mich verdutzt an.

„Verraten Sie mich nicht! Ich habe Angst, gefekwidrig zu sein von oben bis unten, von innen und außen. Sie können mich auch verraten. Man wird mich doch ertappen. Ich kann nicht fliehen, Anna. Kann nicht mein Leben lang Komödie spielen. Flucht haben mir die Gerichtsherren nur eingeredet. Ich selbst hatte keine Ursache, zu fliehen. Es fällt mir auf, daß man nicht allein auf der Welt ist. Das ist sehr auffallend. Warum ist man unzufrieden mit mir? Ich habe niemanden beleidigen wollen. Jetzt soll ich nachgiebig sein, soll mich einsperren lassen, gegen mein Gewissen. Das wäre doch ein Schwindel. Sie müssen nämlich wissen, ich bin unverbesserlich; von Rückfall

kann bei mir nicht die Rede sein. Waschecht will ich bleiben. Färbung bekommt mir schlecht. Anna, ich glaube, ich habe Fieber. Gibt es kein Thermometer hier? Ich habe jeden Maßstab verloren. Ueber meine Natürlichkeit habe ich früher nie nachgedacht. Hier aber komme ich mir ganz verdreht vor. Wenn das nur nicht schlimmer wird."

"Sie sind viel zu aufgereggt. Sie müssen sich's ein bißchen zurechtlegen. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig."

Darüber schüttle ich den Kopf. Ich wende mich ab und starre die fünf zugedeckten Betten an. Wieviele Menschen mögen in diesen Betten schon gelegen haben? Ich sinne nach, ob wir zwei wohl die einzigen Kranken in diesem Hause sind.

"Ich bin da wegen fünfzig Pfennig Schokolade," höre ich Anna sprechen.

Ich sehe sie an:

"So? Wegen fünfzig Pfennig Schokolade? Ach, das Objekt spielt keine Rolle. Die Schokolade läßt sich wohl nicht vermeiden?"

"Meine beste Freundin hat die Schokolade gestohlen. Verschiedene Pfund. Wegen Hehlerei bin ich angezeigt. Ich bin unschuldig. Wirklich unschuldig. Bin in eine Sache hineingezogen worden." Mit erhobener Stimme fährt sie fort: "Was geht das mi an, wenn eine andere Schokolade nimmt! Das geht do mi nix an." Sie ereifert sich und spricht im Verlauf ihrer

Rede immer stärker süddeutschen Dialekt: „I bitt di, zeigst du's an, wenn a anderer Schotolad nimmt? Des kennen s' von mir nit verlanga. Und darum stecken s' mi ein. Die möchten ein' Kriminaler aus mir machen. So kimmt's mir grad vor.“

Mir ist alles so neu, daß ich nur „Ach!“ sagen kann.

„Die Hafner wird glei kimma. Die hat a Unterredung mit ihr'm Anwalt. Vor der muß man sich in acht nehmen. Gut — ja. Aber sie ist scheinheilig worden. Die weiß schon, warum sie da herinn' ist. Die hat dir a so lange Latten.“

Anna zeigt mit den Händen einen halben Meter, und ich merke, daß sie die Anklageschrift meint.

„Ah je, das sind dir Schmerzen,“ stöhnt sie plötzlich und sucht gequält ihren Körper in eine andere Lage zu bringen.

„Seit sechs Wochen schlaf i schon am Bauch. I mein, i lieg am Bauch; denn schlafen kann ma des net nennen.“

„Was fehlt Ihnen denn, Anna?“

„Je, sag doch, du' zu mir!“ Sie verkrampft schmerzhaft das Gesicht. „I hab' a G'schwür. Der Doktor gibt mir alleweil essigsaure Tonerde. Des gibt er a für d' Schwindsucht. Des is mir a schöne Apotheken, in der es nur essigsaure Tonerde gibt.“ Sie erhebt sich mühsam. „Des kriegst du a no, essigsaure Tonerde, weil die gar nig anders haben. Und warum? Weil's das Billigste is.“

Sie seufzt tief, und ihre Stimme nimmt einen müden, gelangweilten Ton an:

„Ja, des is mir a teure Unterbrechung da herinn'. Kommt mir mindestens auf hundert Mark. Wann i heraußen bin, kann i mi wieder zusammenslicken lassen. Dann kann i zum Doktor gehen, anstatt ins Geschäft. Aus is's mit dem Nähen, wenn man nit amal siken kann. I bin nämli' Näherin, und da muß ma wenigstens siken können. Siehgst, des zahlt sich net aus mit dera Schokolad, und 's war nit amal was Gut's.“

Die letzten Worte klingen getränkt und enttäuscht.

Die Tür wird aufgeschlossen, und eine Frau kommt zu uns in die Zelle. Anna empfängt sie gleich:

„Na, Hafnerin, was is?“

Ich sehe eine Frau von etwa fünfzig Jahren. Sie ist noch viel zu erregt, um sofort berichten zu können. Kopfschüttelnd geht sie in der Zelle auf und ab. Gebraucht immer kurze Ausrufe: „Hm hm!“ und „Nein, sowas!“

Ich habe Gelegenheit, sie von allen Seiten zu betrachten. Mir fällt auf, daß die Hafner nur ‚von vorne‘ eitel ist.

Ihr dünnes grau gesprenkeltes Haar ist sorgfältig gescheitelt und leicht gelockert. Einige graue Donnonfransen unterstreichen ihr altes Gesicht. Das Haar ist hinten zu einem winzigen Zwirbel gedreht. Sie trägt um den Hals eine fest gebundene schwarze

Taschschleife, die fast die Hälfte der grauen Wollbluse bedekt. Wie die Hafner sich umdreht, bemerke ich, daß ihr der Rock klappt. Ich sehe die weiß und blau gestreiften Beinkleider. Die Strippen lugen aus ihren Zugstiefeln. Vorne sind die Stiefel blank gepuht, hinten rostbraun.

Endlich holt sie sich einen Holzstuhl heran, leucht, als habe sie einen neuen Gang gemacht, und setzt sich breitspurig, indem sie betullich ihr Kleid arrangiert. Sie faltet beide Hände, die fett, aber sehr gepflegt aussehen, über den Leib.

„Anna, du kannst dir nicht denken, was ich erlebt hab'!“ Die Hafner schlägt beide Hände über dem Kopf zusammen und läßt sie erschöpft in den Schoß fallen.

„So lang warst doch gar net furt, alte Urschel!“

Mir fällt ein: ich werde jetzt jedes Gespräch mitanhören müssen, mag es mir gefallen oder nicht.

Anna deutet auf mich:

„Ueberhaupt: siehst net, wer kummen is?“

„Ach so, ja!“ Das Gesicht der Hafner verzieht sich zu einem breiten, übertrieben höflichen Grinsen. „Ja so, Gott! Verzeihen Sie! Man hat so seine Beschäftigung. Das ist recht! Sind Sie auch da? Das ist aber nett! Grüß Sie Gott!“

Ich habe mich aufgerichtet und versuche, ihr übers Bett hinweg die Hand zu reichen.

Die Hafner unterbricht mich:

„Bleiben Sie nur in Ihrer Behaglichkeit! Bemühen Sie sich doch nicht!“

Sie erhebt sich, reicht mir die Hand und setzt sich auf meine Bettlante.

Ich nenne ihr meinen Namen. Sie ist entzückt, stellt sich gleichfalls vor.

„Hafner, ja, Fräulein Hafner ist mein Name.“ Sie rückt ein wenig näher zu mir: „Mit Erlaubnis“.

„Bitte sehr“.

„Gott, sehen Sie aber schlecht aus, Frau Emma! Na, hier bei uns werden Sie sich schon wieder erholen. Gelt, Anna?“

„Na, i dank schön für dera Erholung!“

Diese Bemerkung scheint die Hafner nicht zu vertragen zu können. Und sie gleitet darüber hinweg mit einem eigentümlich indignierten Gesicht.

„Ich sage Ihnen, liebe Frau Emma, es kommen stürmische Zeiten. Ich habe mich heute lange mit meinem Anwalt besprochen. Stürmisch geht es zu draußen in der Welt. Direkt stürmisch.“

Sie verschränkt die Arme, schüttelt fröstelnd den Oberkörper, als säße sie am behaglichen Kaminfeuer.

„Mein Anwalt,“ fährt sie fort, „befürchtet den Krieg. ‚Gnädige Frau‘, hat er gesagt, ‚lang geht’s nimmer. Der Krieg kommt mit tödlicher Sicherheit.‘ Jesses, jesses!“

Anna kneift die Augen zusammen und fragt:

„Womit kommt der Krieg? Was hat der Anwalt g'sagt: ‚Gnädige Frau‘?“

Der Hafner merkt man den Aerger an. Aber sie bleibt dabei:

„Natürlich ‚Gnädige Frau‘! Du bist ein junges Ding. Du weißt eben nicht, was sich in der Gesellschaft schickt. Sie sind wohl noch wenig herumgekommen, Fräulein.“

Dabei macht sie kurzsichtige Augen und einen spitzen Mund.

Anna wird grob:

„Naa, nit so weit herum wie Sie! Freiß', in der Frohnvesten zu Augsburg war'n ma no net. Und in Amberg zur Brennsuppenkur a net. So weit wie Sie san ma no net passiert. Aber derweil' hoast's bei Ihnen ‚Gnädige Frau‘ und bei mir Anna Zumbrieg, schlichtweg. Aber des macht uns nig aus. Mir bleib'm, wer mir san. Trotzdem woast i Bescheid. Der Anwalt sagt doch bloß ‚Gnädige Frau‘, weil er 200 Mark'l Vorschuß von dir triagt hat. So, jehzt woast's.“

Die Hafner schlägt einen Ton an, als belehre sie ihre ungebildete Tochter:

„Der Herr Anwalt ist eben ein gebildeter Mann, der Mitleid mit meiner höchst bedauernswerten Lage hat.“

„Auf der Pritschen, ja,“ höhnt Anna.

Sie setzt sich auf ihre Bettlante, zieht das weiße

Strickzeug aus dem Nachtschrank und beginnt heftig mit den Nadeln klappernd zu stricken.

Eine kleine Pause tritt ein. Wie das Leben in dieser Zelle wohl weitergehen wird? Und wie ich mich wohl an die beiden Menschen gewöhnen werde, deren Sprache mir fremd ist, und mit denen ich mich doch gerne verständigen möchte?

Anna beginnt von neuem:

„Na, mir kann's ja gleich sein, wie er di nennt. Was hat er denn g'sagt zu dei'm Prozeß?“

„Ja, das will ich grad' erzählen. Also er hat g'sagt, ich soll mein ganzes Verhältnis zum Grafen wahrheitsgetreu schildern, von A bis Z. Genau so, wie alles gewesen ist.“

„Allmächtiger! Der verlangt aber was!“

Die Hafner wird nervös.

Anna liebt es, jedes Wort der Hafner zu glossieren; dennoch ist sie neugierig, etwas zu erfahren.

Die Hafner wendet sich jetzt nur noch an mich.

„Finden Sie nicht auch, daß es viel besser ist, wenn ich meine Angelegenheit von Anfang an schildere? Die ganze Sache, wie sie war?“

„Das finde ich allerdings,“ sage ich. „Das müssen Sie sogar. Wenn Sie sich schon verteidigen lassen, müssen Sie auch alles erzählen, was zur Sache gehört. Ueberlegen Sie sich.“

Sie verfällt in Nachdenken. Die Nervosität, die sich deutlich auf ihrem Gesicht zeigte, verliert sich.

„Ach, alles gehört dazu,“ sagt sie langsam. „Eigentlich mein ganzes Leben. Wissen Sie, ich bin nämlich seit meinem zwanzigsten Jahre Haushälterin gewesen. Bei einem Grafen. Beim Grafen H., wenn Sie den vielleicht kennen sollten. Wahrscheinlich kennen Sie ihn doch.“

„Ich kenne keinen Grafen,“ gestehe ich.

„Nicht? Na, ich dachte ... Er ist sonst sehr bekannt, der Graf H. ... Eigentlich war ich nicht Haushälterin, nein, Wirtschaftlerin war ich nicht. Das ist erst so nach und nach gekommen. Mit den Jahren, wie das so kommt .. Er war eben länger Lebemann als ich.“

„Du brauchst nicht zu lachen, Anna. Du kennst eben so etwas nicht. Du weißt ja nicht einmal, was ein Kavalier ist. Schau nicht so dumm! Lebemann ist mehr wie Kavalier. Und der Graf war Lebemann durch und durch, sag' ich Ihnen, Frau Emma.“

Die Hafner richtet sich in die Höhe und gibt ihrem Kopf einen Ruck, daß der Haarzwirbel wackelt.

„Mit siebzehn Jahren hab' ich ihn kennen gelernt. Er war bis über beide Ohren in mich verliebt. Gott, verliebt, sag' ich Ihnen!“

Sie lächelt bescheiden-stolz, und da niemand sie unterbricht, schwelgt sie weiter:

„Ach, ich stellte aber auch was vor. Ich hielt was auf mich! Aber ich war halt ein flüchtiges Ding. Hätte einen Fabrikbesitzer heiraten können. Der hat

mich gern gehabt. Oh, eine wunderschöne Wohnung hatte er mir eingerichtet! Bei seinem ersten Besuch — Herrgott! Wer denkt auch, daß er morgens um neun Uhr angestiefelt kommt! — wen trifft er?" Die Hafner seufzt ergeben. „Den Grafen! Was kann man da machen! Es war mir schrecklich unangenehm. Aber ich hätt's noch wieder in Ordnung gebracht, wenn der Graf nicht gewesen wäre. Ja, das ist sicher, mein Fabrikant hätte mir den Fehltritt verziehen; denn er war ein angelegter Mensch. Wissen Sie: gutmütig, nobel und fein... Ja, daß ich so flüchtig war, mich mit dem Grafen abzugeben! Ja, man steht's halt immer zu spät ein. ‚Fräulein Hafner, hat der Graf oft gesagt, es wäre schade um Sie, wenn Sie Ihre goldene Freiheit aufgeben würden.‘ Ach ja, ‚goldene Freiheit‘ hat er gesagt. Ja, ‚goldene Freiheit!‘“

„Ja, ‚goldene Freiheit!‘ Damit er mit jeder umanand schmieren kann! Damit d' keine Ansprüch' an ihn stellen kannst! ‚Goldene Freiheit!‘ Jetzt hast's auf deine alten Tag', die goldene Freiheit! Des kenna mir.“

Die Hafner knickt zusammen. Sie seufzt:

„Ja, das ist schon wahr. Ich bin schön reingefallen mit meinem Leben. Ist halt alles zweierlei. Ist schließlich doch das ganze Leben. In meiner Jugend bin ich einmal hier am Gefängnis vorübergegangen. Da dachte ich bei mir selbst: das muß ein trauriges

Leben sein in dem Hause, und das kann mir nicht passieren. Aber da sieht man, wie man sich ver- rechnen kann. Und das verdank' ich alles dem Grafen, aber — mein Gott! Er war halt so."

"Du bist a schönes Rindviech! Nimmst die Aristokratien in Schuh! I würd' mi dafür bedanken, zwei- unddreißig Jahr die Hur' von ein'm Grafen zu machen, umasunst, für nix und wieder nix. Des is a Schlam- pereie von dir! I sag dir's frei heraus. So!"

"Des is a Gemeinheit von dir!" schreit die Hafner erregt und doch hilflos.

Ich weiß nicht, ob dergleichen Gespräche hier üblich sind und ob ich die beiden beschwichtigen soll. Viel- leicht nimmt man mir das übel. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll, und wünsche mich in meine Einzelzelle zurück.

Die Hafner weint und schluchzt wie ein Kind. Das kann ich nicht mit ansehen und ich frage sie, ob es nicht möglich ist, daß sie sich ein wenig beruhigt. Sage ihr, daß sie die zweiunddreißig Jahre doch jetzt hinter sich habe, und daß sie sich damit auseinandersetzen müsse.

Anna steht in der Mitte der Zelle und schielt maulend zur Hafner hinüber.

"I mein' es doch nur gut. Du kannst die Wahr- heit nit vertragen."

Die Hafner hört gar nicht mehr hin. Sie ist getrof- fen und weint. Man kann wohl nicht heftiger weinen.

Anna entschließt sich, sich gleichfalls auf die Bettlante zu setzen. Sie legt den Arm um die Hafner, streicht ihr die grauen Ponnshärchen aus der Stirn und spricht ihr gut zu:

„Schau, Hafnerin, schau mal, du mußt den Kerl nit in Schutz nehmen.“

„Er ist doch tot,“ wimmert die Hafner.

„Na also!“ ruft die Anna zufrieden. „Dann ist er doch versorgt. Aber du bist nicht versorgt. Du mußt an di selbst denken. Du mußt dir alles für deine Verteidigung aufschreiben. Mußt an gar nichts anderes denken. Du mußt di hinstellen, so gut du kannst. Des is do gar nit schwer. Du mußt schreiben, daß er dir die 30,000 Markeln auf Diariumpapier vermacht hat. Er hat ja das Datum nit beigefügt, und loaner kennt si mit dem Papierl aus, weil halt nit amal sein ganzer Nam' dasteht. Die Jahreszahl is a net ang'führt. Und woast, der Ort g'hört a unter so an Schriftstück, und wo ma's Geld holt. Des vor allen Dingen. Gelt, Emmh, was sagst du dazu, man muß doch wissen, wo ma 's Geld zu holen hat. Hab i net recht? Ja siehgst's, Hafner, die Emmh sagt's a. Sonst könnt ja a jeder daherkomma und 30,000 Markeln verschreiben. Des muß do a g'wisse Ordnung haben, verstehst mi?“

„Ja ja“, stimmt die Hafner bedauernd bei.

„Du, Hafnerin!“ schreit Anna in plöhhlicher Eingebung und springt von ihrem Plak auf. So plök-

lich, daß die Hafner und ich vor Schreck zusammenzuden. „Wer woaß, ob er's überhaupt g'habt hat, das Geld! Vielleicht grämst di do a umasunst!“

„Naa, naa, g'habt hat er's,“ beteuert die Hafner und schüttelt hoffnungslos den Kopf. „Sein' Schwester hat's do jekt. Di, wo mi glei nausgschmissen hat nach der Beerdigung.“

Sie ringt die Hände und bricht klagend aus:

„Und dabei hab' i ihn 'pflegt bis an sein selig End'. Und jekt sitz' i da und hab' nig und nig. Als alte Frau läßt er mi auf der Straßen stehn mit nig.“

„Der Nassauer“, schimpft die Anna erbozt und ballt die Fäuste. „So ein Nepper! Türmt einfach! Der hat doch vorher g'wußt, daß er mit Tod abgeht. Des is das Ausgefochte bei der Sach'! Naa, naa, Hafnerin, kannst sagen, was du willst, für mi is und bleibt er a Nassauer.“

Auch ich finde, daß man eine Frau, mit der man zweiunddreißig Jahre gelebt hat, nicht in der Not sitzen läßt. „Er hätte Ihnen das Geld notariell verschreiben müssen, Frau Hafner.“

„Er hat nicht an das Datum gedacht, Frau Emma“, entschuldigt die Hafner kleinlaut. „Gott, er war schufelig. Ich hab' immer alles machen müssen. Er war ja auch schon bei Jahren. Ich hab' alles notiert und um alles gewußt.“

„Dann hätten Sie aber auch wissen müssen, daß das Papier nicht rechtsgültig war.“

„Man denkt doch nicht, daß seine Schwester mir das Geld glatt abspricht. Wenn sie mir wenigstens das Nötige zum Leben gegeben hätte! Mehr verlangt man doch nicht. Aber die Gräfin war immer so von oben herab. Als der Bruder gestorben war, wollte sie mit einemmal nichts mehr von mir wissen. Sie verklagt mich wegen Erpressung und läßt mich verhaften, weil ihre persönliche Sicherheit gefährdet ist. Ihr Leben sei bedroht, sagt sie. Als wenn ich mich an dera Person vergreifen tät'. Nein, so unfein sind wir nicht. Verklagt hat sie mich wegen Unterschlagung. Ich hätte Brillanten aus dem Hause mitgenommen. Die hab' ich in meiner Jugend geschenkt gekriegt. Meine sämtlichen Briefe, seit meiner Jugendzeit, haben sie auf dem Gericht durchgestöbert. Jetzt wird alles noch einmal durcheinander gebracht. Mein ganzes Leben. Jesses, jesses! Das ganze Leben. Ist doch alles zweierlei.“

„Hätt'st nur nit den Brief an die Schwester g'schrieben... Na, weißt doch, den Brief, wo du geschrieben hast, du gibst die Brillanten nit eher heraus, als bis sie dir a Geld gibt. Wozu brauchst du dein eigen Sach hergeben?“

„Ja was soll i denn machen?“ wehklagt die Hafner.
„Sich du mal da und hab kein Geld, wenn du vorher alles gehabt hast. 's ist halt alles zweierlei. Probler's mal, da wirst schon sehen. Hätt' ja nach Amerika reisen können. Hätt' ich nur auf meine Schwester

in Augsburg gehört. Die hat immer g'sagt: Fahr du nur nach Amerika'. Gangen wär's schon. Hab' ja noch vierhundert Mark g'habt. Ersparates. Taschengeld. Hätt' i das nur g'macht. Wenn i nach Amerika g'fahren wär, braucht i nit im G'fängnis sein. Freili, das kost' an Entschluß. 's ist halt alles zweierlei." Dabei seufzt sie so tief, daß wir unwillkürlich mitseufzen.

* *

Nachts kann ich nicht schlafen. Ich höre die elektrischen Bahnen sausen und träume mit offenen Augen.

Meine Gefährtinnen liegen in tiefem Schlaf. Von Zeit zu Zeit werfen sie sich auf die andere Seite. Leises Stöhnen und Seufzen.

Anna trägt des Nachts ihren Rosenkranz um den Hals. Ihr schwarzer Rock dient ihr als Kopfkissen.

Die Hafner liegt da wie eine Tote. Das Gebetbuch hält sie in den Händen. Sie liegt immer auf dem Rücken. Ihr starker Leib steht über der Decke wie ein gewürfelter Berg aus. Die Sommernächte sind halbhell. Ob draußen wohl Gartenzongert ist? Bunte Lampions, Mond und Sterne?

Ich bewache den Schlaf meiner Gefährtinnen. Die Hafner schläft mit halb offenem Munde, und ihre hervorstehenden Zähne schimmern gelblichweiß. Ihr Atem rasselt und pfeift. Sie wiederholt die Worte im Schlaf: „Ach, die stürmische Zeit..."

Mir ist, als befände ich mich neben einer Schein-

toten. Manchmal in der Nacht entfällt das Gebetbuch ihren Händen. Dann fürchte ich mich sehr und gerne ginge ich ein wenig auf die Straße. Aber das geht ja nicht. Wenn es doch wenigstens einmal in der Woche Urlaub gäbe; aber andauernd eingesperrt sein, ist sehr traurig.

Liege ich auf der rechten Seite, gehen meine Augen an der Wand hinauf bis zu dem obersten Fensterfach, das eine weniger matte Scheibe hat als die unteren Fächer. Die Gitterstäbe werde ich wohl nie mehr vergessen. Manchmal im Traum gelingt es mir wohl. Am andern Morgen ist mir dann, als hätte ich einen Ausflug gemacht.

Ich stride jetzt Strümpfe für die männlichen Gefangenen. Die Männer bekommen wir kaum zu Gesicht. Nur wenn wir vom „Spaziergang“ kommen, sehen wir mitunter einen Trupp Gefangener, die nach uns „auf Luft“ geführt werden. Wir räuspern uns, wenn die Männer vorübergehen; aber sie scheinen in diesem Hause für jede Art Kotetterie unempfindlich zu sein. Sie haben wohl die Ausichtslosigkeit einer Annäherung zu sehr erkannt. Einige Mädchen lachen über die felerlich ernsten Gesichter der gefangenen Männer. Ich habe dann stets die Empfindung, als wollten die Frauen keine Gelegenheit zum Lachen vorübergehen lassen. Manche lächeln auch den Wärter an, obgleich er wütend wie eine Bulldogge aussieht. Ich begreife nicht, wie man ihn anblinzeln kann. Es

scheint ihm vollkommen gleichgültig zu sein, ob er ein schönes Mädchen führt oder einen alten Mann. Nichts verfängt bei ihm. Neulich hat eine in seiner nächsten Nähe minutenlang ihren starken Busen gestreichelt. Es fiel uns allen auf, nur dem Wärter nicht.

Jeden Samstag bekommen wir Bücher, die wir am Sonntag lesen dürfen. Samstag nachmittags kommt ein Wärter mit zwei männlichen Gefangenen, die die Bücher tragen. Dann bleibt die Klappe eine Weile geöffnet und wir drei Frauen stehen an der Zellentür wie vor einem Bäckerladen. Wir stoßen und drängen uns vor der Klappe, weil jede von uns hinaussehen möchte.

Der eine Gefangene trägt einen großen Bäckerkorb. Darin sind die Bücher. Der andere Gefangene greift wahllos die Bücher aus dem Korb wie Brote, die alle gleich sind.

Die Hafner macht Umstände und hat Extrawünsche. Sie fragt den Wärter:

„Haben Sie nicht die ‚Wahlverwandtschaften‘ von Goethe?“ An diesem Buch scheint ihr besonders gelegen zu sein.

„Wahlverwandtschaften ham mer net,“ erfolgt die etwas rauhe Antwort.

Da die Hafner sich so familiär benimmt, versuche auch ich es einmal und frage den Wärter:

„Haben Sie ‚Werthers Leiden‘?“

Der blasse Gefangene, der mit beiden Händen den

schweren Bücherkorb hält, zeigt ein verständnisinniges Lächeln. Der andere Gefangene wühlt ausnahmsweise im Bücherkorb, als suche er wirklich das von mir mit ausgesuchter Höflichkeit gewünschte Buch.

Der Wärter notiert:

„Drei Bücher auf Nummer 88. Ihr nehmt's, wie's kommt. ‚Wärter's Leiden‘ ham mer net.“ Und die Klappe fällt ins Schloß.

* *

„Bei Hofe“ steht man sich. Man sieht, wer von den Gefangenen noch gestern da war, und wer heute fehlt. Man macht sich Gedanken, ob der Fehlende entlassen, freigesprochen oder verurteilt worden ist.

Wie bekannt ist mir schon das grüne Jackett einer Gefangenen! Gestern fehlte der zweitletzte Knopf. Ich habe das seit vier Tagen erwartet. Die Spange, die hinten das Jackett zusammenhält, lockert sich täglich mehr. Daß ich mich um diese Dinge kümmer! Ich konstatiere andauernd, mit und ohne Interesse, immer aber resultatlos.

Überall suche ich einen Sinn. Je mehr ich aber suche, desto weniger finde ich. Auf mich selbst achte ich nicht mehr. Wenn ich die andern anschau und es mir plötzlich einfällt, an mir selbst hinunter zu sehen, finde ich, daß mein Seidenmantel voller Flecke ist, und daß ich mich vernachlässigt haben muß. Ich versuche, mir vorzustellen, wie ich aussehe, und kann

mich doch nicht genau erinnern; bin erstaunt über meine kurzen Haare, die mir doch vor sechs Jahren schon beim Typhus abgeschnitten wurden. Meine Unruhe bringt es mit sich, daß ich mich den andern zuwende.

Nach der Kleidung berechne ich die Zeit, die die Gefangenen schon in Untersuchungshaft verbracht haben. Eine geht noch immer im pelzbefestigten olivfarbenen Kleid; sie ist also schon seit vergangenem Winter hier.

„Das Schwurgericht hat Ferien,“ sagt sie, „deshalb sind die Verhandlungen vertagt. Ich warte auf meine Freisprechung.“

Hohe elegante Stöckelschuhe wurden auf diesem Hofe schiefgetreten. Filzschlappen gingen aus der Tasse. Weiße Baumwollstrümpfe sehe ich schimmern. Schnupftuch, Strümpfe und Hemden werden geliefert, aber man muß darum ersuchen.

Eine große und elegante Dame trägt eine Abendtoilette, sehr tief ausgeschnitten. Das Gefängnishemd reicht ihr bis zum Hals, und die Trägerin steht aus wie ein Theatergretchen. Sie läßt ihre Schleppe schleifen. Wenn dann das hinter ihr trabende Mädchen im Dirndlkostüm darauf tritt, dreht sich die Dame entrüstet um. Das Dirndlmädchen lächelt unschuldig. Die Dame reagiert nicht. Sie verzieht beleidigt das Gesicht.

Einige Frauen in Küchenschürzen mit Leigfleden und Bratensprühern sehen aus, als kämen sie gerade-

wegs vom Herd. Das wird wohl auch so sein, aber für mich ist es etwas Besonderes. Ich stelle mir vor, wie die Mädchen von der Arbeit weg verhaftet wurden. Wie unschuldig muß man sein, um nach einem Verbrechen noch arbeiten zu können. Gelegenheitsverbrechen, Dilettantismus, erscheint mir nützlich und wenig beachtenswert. Unansehnliche Mädchen, sehr viele von ihnen sehen aus, als seien sie die Betrogenen, die Übervorteilten. Sie erscheinen mir geprellt. Etwas stimmt nicht. Ich muß dahinterkommen.

Aus halblangen, verschwihten Ärmeln baumeln Hände, dick und rot, die an Arbeit gewöhnt sind. Hier schlenkern sie verlegen und müßig; ach, so unbeholfen. Die Gesichter dieser Mädchen sehen versprengt aus. Augen suchen unentwegt die vier hohen Mauern ab. Die vier hohen Mauern, die den Gefängnishof einfrieden und so beunruhigend sind. Wenn ich die Mauern, mit den Augen in die Höhe kletternd, abtaste, bemerke ich, daß wir uns in einer großen Schachtel befinden, die glücklicherweise keinen Deckel hat. Man sieht den Himmel, und der ist noch viel höher wie die Mauern. Den kleinen Ausschnitt vom Himmel habe ich mir genau angesehen. Der Himmel ist weich. Der Himmel ist unendlich. Ach, daß ich das glaube. Vom Himmel weiß ich: er ist nachgiebig und viel größer als der viereckige Ausschnitt, den man uns in diesem Hofe gnädig zugesteht.

Wer läßt uns hier gehen? Bin ich so unwissend geworden, daß ich es nicht fassen kann? Warum müssen wir im Kreise gehen? Ich kann nicht denken, daß es notwendig ist, im Kreise zu gehen. Es könnte doch auch anders sein. Eine Stunde ist sehr lang. Immer gehen wir im Kreise. Wir haben kein Ziel. Wir kommen nicht von der Stelle. Wir kommen immer an demselben Punkt vorbei. Aber das ist ja gar kein Punkt. Das sage ich nur so. Ich gehe, als stehende in einem Kreis. Aber auch dieses ist Einbildung. Als stehende bin ich aus der Gefängnistür gekommen, und bei der Gefängnistür, durch die ich wieder hindurch muß, ist der Punkt. Heiß ist es, drückend heiß. Der tägliche Spaziergang soll die Erholung bedeuten. Ich sage mir das täglich, aber es hilft mir nicht. Ich kann es nicht glauben. Im Kreise gehen, ist keine Erholung für mich. In dem ersten Augenblick, da ich aus der Tür heraustrete, atme ich beglückt und tief; bin ahnungslos, und einige Minuten später hat sich ein Kreis gebildet, den ich mit unbefangenen Augen sehe wie einen grotesken Traum, wie einen Alpdruck, den ich nicht abschütteln kann.

Die Mauern sind von unbarmherzigen Händen erbaut, die wissen mußten, was sie taten. Und darum kann diesen Händen nicht verziehen werden. Die Gitterstäbe vor den vielen Fenstern sind infam durchdacht, raffiniert angebracht. Die Straßensassade, prunk-

voll und ihr teuflisches Geheimnis nicht verratend, führt den Vorübergehenden irre.

Wie traurig lächerlich und entwürdigend müßten wir auf ein Kind wirken, wenn es zufällig in diesen Hof geriete. Befremdet würde es uns anstarren, würde uns wohl für irrgläubige Narren halten.

Eine Angst verläßt mich nie: die Kinder irgend eines Wärters könnten einmal in den Hof geraten. Wenn sie dann lachen würden, ich würde die Schande nicht ertragen. Manchmal glaube ich, man will uns lächerlich machen. Was will man eigentlich? Wie wenig weiß ich. Wie bin ich hierher gekommen? Unkenntnis der Gesetze schützt nicht vor Strafe! Warum hat man mir nicht als Fibel das bürgerliche Gesetzbuch gegeben? Ich durchfliege die zehn Gebote. Sie klingen so einfach. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Ich möchte, ich will, aber wie kann ich das? Wie kann ich den strengen Gerichtshof lieben? „Die Liebe ist langmütig und freundlich, und die Liebe rechnet das Böse nicht zu.“ Doch wie wird hier gerechnet? Täglich wird Leben zerstört. Das System ist eine infame Teufelei. In Bausch und Bogen ausgerottet wird jede Empfindung für Freiheit. Ohne Unterschied, ohne Maßstab wird alles gleichmäßig degradiert, jeder Sinn für menschliche Würde.

Else ist vierundzwanzig Jahre alt. Sie hat ihr Kind getötet. Else spricht selten und immer mit leerer hoffnungsloser Stimme. Sie trägt wohl noch die

Kleider, die sie während ihrer Schwangerschaft trug; jetzt sind sie ihr viel zu weit. Der gesprenkelte Baumwollrock hängt ihr kläglich um die Hüften. Der faltenreiche Rock schlägt beim Gehen nach rechts und nach links. Elses Augen sind trübe und sehen oft aus wie von der Sonne verblühen; mitunter auch wie nach innen gewendet. Klein sind ihre grauen Pupillen, abgestorben, als vermöchten sie nur die nächste Nähe zu sehen. Ihre Augenlider sind durchsichtig und bläulich weiß. Träge und traurig hängen sie, als fänden sie nie mehr Gefallen daran, sich zu erheben.

Elses Haare fallen aus. Von Tag zu Tag werden sie spärlicher. „Ich brauchte mir nur einen halben Tag lang das Haar zu kämmen,“ sagt sie, „und ich würde mit kahlem Kopfe auf dem Hofe spazieren.“

„Warum das?“ haben wir sie gefragt.

„Warum nicht?“ hat sie geantwortet. „Es ist ja auch gleich. Schließlich ist's einerlei. Ich hab' nur gedacht, ganz zufällig, es wäre mal etwas anderes für euch, mich ganz kahl zu sehen.“

Die Gesundheitsbeterin hat ihr gesagt: „Du nimmst das Leben zu schwer.“

Else antwortet: „Ach, ich nehm's überhaupt nicht. Ich würde es unbesehen weitergeben; aber auch dazu habe ich keine Lust.“

Die Gesundheitsbeterin ist schwanger und tränkelt. „Mein Kind wird in Amberg geboren werden,“ sagt sie. „Ist doch komisch! Ehe es zur Welt kommt, ist es schon

vorbestraft. Das Kind kann von sich sagen: „Ich war im Zuchthaus vor meiner Geburt!“ Das kann doch nicht jeder sagen.“

Die Gesundheitsbeterin ist sehr blaß und groß. Ihre Augen sind dunkel und lebhaft. Abends hat sie Fieber.

Ich habe sie gefragt, ob sie nicht für sich selbst die Gesundheit erbitten könne, sie sei doch Beterin von Beruf, gewissermaßen. „Gewissermaßen von Beruf,“ sagte ich; denn ich wußte nicht, ob Idealismus und Beruf vereinbar sind. Mich interessiert, ob man ihr für das Beten Geld gegeben hat. Reich sieht sie nicht aus.

„Wie ist es möglich, daß du ins Gefängnis kommst, wenn du so gut beten kannst?“ So habe ich sie gefragt.

Sie fand nicht gleich eine Antwort und sah mich eine Weile von der Seite an, dann sagte sie:

„Christus hat sich doch auch verurteilen lassen. Er half andern und konnte sich selbst nicht helfen.“

„Also willst du seine Nachfolgerin sein? Aber Christus, der wurde doch gekreuzigt. Da gehört doch schon allerlei dazu...“ Ich finde nicht leicht die Worte, und die Zeit ist kurz: wir warten, bis die vorderen Gefangenen in die Zellen geschlossen sind; warten, bis wir an die Reihe kommen.

„...Ich meine die Liebe, die ganz große Liebe und für alle.“

„Ruhe da oben!“ schreit die Aufseherin.

„Wovon hat er eigentlich gelebt? Glaubst du nicht auch, wenn man ein Ideal hat, wenn man andern helfen will, dürfte man überhaupt nicht essen und trinken? Mit Bezahlung — das ist nicht das Richtige. Darfst du dir denn das Beten bezahlen lassen? Verzeih', wenn ich dumm frage..."

Das Telephon schrillt.

„Jawohl, Herr Verwalter.“

„Ich hab' immer nur das Nötigste angenommen, was ich zum Leben brauchte. Ich hab' auch eine große Familie. Wir sind sechs Geschwister. Ich brauche am wenigsten von uns allen.“

„Sie, warum haben S' denn Ihren Kübel nit ausgeleert heut' in der Früh'? Das mußt ja wie der Teufel.“

„Hast du denn vielen geholfen durch Gebet?“

„Doch, aber denen ich nicht helfen konnte, die haben mich verklagt wegen Schwindel. Erst versuchen sie es mit dem Arzt. Und wenn der nicht helfen kann, versuchen sie es mit dem Gebet. Und wenn das Gebet nicht helfen kann, werden sie gemein und machen Anzeige beim Gericht. Wegen ihres eigenen Unglaubens zeigen sie mich an. Aber Gebet ohne Glaube kann ja nicht helfen.“

Während des Gesprächs vergaß sie die Hände vor den Leib zu halten. Das tut sie sonst immer. Ihr Rock ist vorne zerschliffen und dünn. Erbittert sieht sie aus, und ihre dunklen Augen funkeln; zugleich

liegt ein frommer, flackernder Glanz in ihnen. Um ihren Mund zuckt es. Ach, daß sie alle so enttäuscht und betrogen aussehen.. alle, ohne Ausnahme.

* *

Heute wurde ich von der Aufseherin in ein Parterrezimmer geführt. Es war wohl das Sekretariat, aber genau weiß ich es nicht. Wenn ich aus meiner Zelle geführt werde, bin ich immer in Aufregung, und bin ich wieder in der Zelle, so denke ich darüber nach, wo ich denn war, wie viele Treppen ich gegangen bin, und bin mir böse, daß ich die Veränderung nicht genügend genossen habe.

Einige Briefe wurden mir übergeben. Ich nahm sie dankend in Empfang und wurde dann wieder hinaufgeführt.

Die Nachmittagssonne schien in ein geöffnetes, behaglich aussehendes Zimmer. Ich war entzückt, und unwillkürlich blieb ich stehen. Die Aufseherin ebenfalls.

„Das ist mein Zimmer,“ sagte sie.

Sehnsucht ergriff mich: „Ach“.

Mehr konnte ich nicht sagen. Ich wollte ihr wohl sagen, wie glücklich sie sei, und sagte: „Ein wunderschönes Zimmer.“

Die Aufseherin lächelte und trat ins Zimmer. Ich blieb betrachtend an der Schwelle stehen.

Sie nahm von der Kommode zwei Photographie-

ständer, wandte sich mir zu und zeigte: „Das ist mein Verlobter. Er muß einrücken in diesen Tagen.“

Ich sah das Bild eines Unteroffiziers.

„Ach ja, dann muß er wohl fort. Das ist ja sehr traurig,“ sagte ich.

„Oh nein,“ sagte sie, ein wenig stolz ablehnend.

Einen Augenblick war ich unglücklich, nicht das Richtige getroffen zu haben. Aber das Zimmer wollte ich unbedingt ansehen.

„Dies sind seine Eltern.“

Ich griff vorsichtig nach dem andern Bild, das sie mir entgegenhielt.

„Es ist sehr schön,“ sagte ich befangen, wollte gern ein Wort des Dankes sagen, weil sie mich das Zimmer ansehen ließ. Es war wirklich ganz besonders schön, außerordentlich schön... Sie räumte etwas fort von der Kommode. Wenigstens drei Minuten stand ich vor der Schwelle. Genau kann ich es nicht mehr sagen. Das Zimmer war sehr schön...

Dann beschäftigt mich, wie schwankend doch das Benehmen der Aufseherin ist. Es gibt Tage, an denen sie unendlich zu mir ist, und ich suche umsonst nach dem Grund. Heute war sie so freundlich zu mir, zeigte mir ihr Zimmer und sogar das Bild ihrer Schwiegereltern. Ich fürchte, es könnte ihr einmal leid tun, daß ich ihr Anlaß gab zu einer Vertraulichkeit. Aber konnte ich ihr zu überlegen geben, daß es nicht ratsam sei, mir das Zimmer zu zeigen.

Die Sonne schien über die gestickte Kommodendecke hinweg. Die Fenster waren gitterlos, und Mullgardinen hingen davor. Die waren leicht vom Winde gebläht. 'Ach, die Aufseherin war so gut,' so grundlos gut. Warum beginne ich Gründe für ihre Güte zu suchen. Ich suche einen Grund. Für das Böse wohl, aber darf man für das Gute nach Gründen suchen? Wie unnatürlich ich geworden bin...

Vielleicht war sie erst heute in dieses Zimmer eingezogen. Mit Genugtuung fragte sie mich, als läge ihr alles an meinem Urteil: „Nicht wahr, es ist sehr nett?“

Ich versicherte ihr das nochmals sehr gerne.

„Es ist nicht nur nett, es ist wunderhübsch. Blumen haben Sie! Blumen am Fensterbrett! Freilich, so gehört sich's ja. Blumen am Fensterbrett.“

Dann zog sie den Schlüssel innen heraus und steckte ihn in das äußere Schloß. Und ich sah noch, hinter dem Spiegel über der Kommode, drei große schillernde Pfauenfedern. Das machte mich stuhlig. Sie merkte es.

„Was ist?“

„Oh, nichts weiter. Die Pfauenfedern bringen Unglück, sagt man.“

„So?“ Sie schloß die Tür ab. Schon gehen wir den Korridor entlang.

„Ach, ein alter Aberglaube. Hat nichts zu sagen. Wenn man nicht daran glaubt, bedeutet es nichts. Und auch sonst wohl nicht,“ sage ich.

„Ja, ja. Sie mögen recht haben.“

Damit war's aus. Die zweite Treppe bestiegen wir schweigend.

Als die Aufseherin meine Tür aufschloß, sagte ich „Danke schön“, und die andern fragten mich sofort, warum ich „Danke schön“ gesagt habe, und ich erzählte ausführlich, die Aufseherin habe mir ihr Zimmer gezeigt...

Anna sagt:

„Das Zimmer hab' ich auch gesehen“ und sie bringt Beweise dafür: „Die hat doch solch altfränkischen Spiegel. Und zwei Säulen mit künstlichen Palmen. Gepreßtes Plüschsofa mit Aufsatz.“

Ich sage, daß ich das Sofa nicht bemerkt habe. Aber die Kommode und den Spiegel, und sie habe besonders schöne Blumen.

„Ja, die kann sehr nett sein, die Aufseherin.“

Die Hafner sagt:

„Mir hat sie vor einigen Tagen ihren Rosshaarhut gezeigt. Sie hat mit mir das Aufsträufeln und Dämpfen der Federn besprochen. Ich hab' ihr gesagt, daß Bandgarnituren dieses Jahr unmodern sind.“

„So?“

„Ach!“

„Ja.“

Dann schweigen wir alle drei.

Ich lese meine Briefe, aber sie interessieren mich gar nicht sehr, obgleich sie von guten Freunden kommen.

Aus der Pension sind mir die Briefe hierher nachgesandt worden. Es steht nichts in den Briefen, was in meine Gegenwart paßt. Man weiß noch nichts von meiner Verhaftung. Ich lasse die Briefe auf dem Tisch liegen, und da wir alles gemeinsam haben, machen Hafner und Anna sich an die Lektüre. Ich höre nur die erstaunten Ausrufe der Hafner, die an meinen Briefen mehr Gefallen findet als ich.

„Der schreibt dir aber schön! Ja, das ist a Künstler. Des merkt man.“

Sie liest den Brief im Romanton vor. Klingt mir selbst so fremd wie eine verschollene Geschichte aus einem alten Buch. Ich sitze auf meiner Bettkante und summe zum ersten Male in diesem Hause den Refrain eines Liedes:

„Sie sagte, sie habe ein Zimmerchen klein
Und Blumen am Fensterbrett..“

Und Blumen am Fensterbrett. Ich glaube, ich werde das wochenlang singen; es gefällt mir doch so gut.

* * *

Am Nachmittag rasselt das Telephon. Das ist der Augenblick, in dem man Herzklopfen bekommt.

Die Aufseherin allein darf auf dem Korridor hin und her laufen, frisch durchs Telephon rufen: „Jawohl, sofort, Herr Verwalter, einen Augenblick. Nummer 88? Jawohl.“

Nummer 88 — das sind wir drei. Wir lassen, wie

auf Kommando, die Strickarbeit in den Schoß sinken, sehen uns an, lauschen; aber das Telephon ist schon abgehängt. Wir hören bereits Schritte, die den Korridor entlang kommen. Anna wird geholt. Die Hafner und ich bleiben ein wenig enttäuscht zurück.

Warum sind wir nicht geholt worden? Wir stricken weiter und unterhalten uns.

„Vielleicht wird sie freigelassen, die Anna.“

„Vielleicht.“

„Vielleicht auch nicht.“

„Man kann es nicht wissen.“

„Nein, man kann es nicht wissen. Aber mir wär' es recht. Dann geht doch etwas voran. Wenn nur einer aus diesem Hause hinauskommt, gleichviel wohin. Hinaus müssen wir doch alle einmal.“

„Ja, 's ist wahr. Mit der Zeit kommen wir dann auch an die Reihe.“

„Wenn man uns nur nicht vergißt. Was meinen Sie, Frau Emma?“

„Ach, das wäre vielleicht nicht das Schlimmste; wenn man zugleich vergessen würde, die Türen abzuschließen. Bis jetzt war man aber immer sehr zuverlässig. Mehrmals habe ich geträumt: Die Aufseherinnen und Wärterinnen haben die Schlüssel verlegt. Das Verhungern gefiel mir ganz gut. Ein andermal stand das Gefängnis lichterloh in Flammen.“

„Um Gotteswillen!“ flüstert die Hafner erschrocken und steht nach der Tür.

„Was kann ich dafür, daß mir so etwas träumt. Wenn das Gefängnis brennt, bin ich die erste, die wegläuft.“

„Sie sind die erste, die in Sicherheit gebracht wird.“

„Wie meinen Sie das?“

„Pf. Die Anna kommt.“

Anna hebt ein großes, mehrseitiges Altentstück in die Höhe. Bedeutsam: „Morgen um zehn Uhr Verhandlung.“

Ich erwarte, daß sie uns die Vorladung zeigt, aber sie verwahrt sie sorgfältig wie einen Liebesbrief unter ihrem Pfühl.

„So, so, Verhandlung,“ sagt die Hafner und strickt weiter.

Anna geht mit leichten Schritten auf und ab, als sei sie nur noch zum Besuch da.

„Ja, was zieh' ich denn morgen an?“ fällt ihr angeregt ein.

„Na, 's ist doch nicht im Schwurgerichtssaal?“ erlaubt sich die Hafner spitz zu bemerken. „So vornehm wird's doch nicht sein.“

„Wenn's auch nicht grad Schwurgerichtssaal ist,“ gibt Anna zurück, „man will doch anständig daherkommen.“

„Mir wär' es gleich, ob ich im Nachthemd oder im Ballkleid verurteilt würde.“

„So?“ bleibt Anna stehen und mustert mich von oben bis unten. „Woher weißt du so genau, ob ich verurteilt werd'?“

„Hab' ich gar nicht gesagt. Aber wenn du freigesprochen wirst, ist es erst recht gleichgültig, was du anhaft.“

Anna schüttelt den Kopf. Dann unvermittelt:

„Geh', borg' mir deinen Mantel.“

„Kannst du haben.“

Anna nimmt meinen Mantel, der nachts Schlummerrolle ist und tagüber unter meinem Pfühl liegt, hervor und probiert ihn.

„Man wird glauben, du hast ihn gestohlen,“ sagt die Hafner ruhig und boshaft. Sie hat sich jetzt Annas früheren Ton zugelegt.

Ich lache: „So was stiehlt man doch nicht.“

„Will ich nicht sagen,“ meint die Hafner und mustert den Mantel. Fasson und Bischofsärmel sind sehr schön, aber sie passen nicht zu Annas vergrünbieten Rindslederstiefeln.

Anna dreht den Mantel nach allen Seiten, zupft und streichelt ihn. „Ein schönes Stück,“ meint sie.

Ich mache Anna darauf aufmerksam, daß man von ihr als Schneiderin vielleicht ein korrekteres Aussehen erwartet. Die Hafner gibt mir darin vollkommen recht. Aber Anna läßt sich nicht stören.

„Den Rosenkranz werd' ich um den Hals nehmen für die Verhandlung.“

„Ja, tu das,“ sagt die Hafner, und gewiß meint sie es sehr gut, aber eine beargwöhnt die Worte der andern, und eine andauernde Gereiztheit liegt in der Zelle.

Ich fürchte, wir werden uns eines Tags in den Haaren liegen. Der immerwährende Zwang des Beisammenseins wird mit der Zeit unerträglich. Ich wünsche mir: eines Morgens aufwachen und andere Gesichter sehen. Ich verbrauche meinen ganzen Vorrat an Phantasie, um die Gemeinsamkeit zu ertragen. Die drückende Last, die eine unerledigte Angelegenheit verursacht, quält uns, und daß wir nicht selbst dabei eingreifen können.

Ich nehme meine ganze Geduld zusammen, um ruhig zu bleiben. Niemand lobt mich für meine Beherrschung, und ich gestehe, mich wundert, daß man nicht sieht, wie gefährlich ich bin.

Ich weiß nicht, wie lange ich diese Komödie noch durchführen werde. Meine Beherrschung ist eine unsagbare Anstrengung. Wie lange wird meine Hafft noch dauern? Ich bin unberechenbar, meine Unzuverlässigkeit liegt am Tage. Meine Unsicherheit nimmt überhand. Ich verdanke es nur dem Zufall, wenn es mir noch gelingt, ruhig zu bleiben. Nur leicht verdeckt ist meine Tobsucht. In mir ist Schrei und ich muß auf der Hut sein, nicht auszubrechen.

Soll ich die Gefängnisverwaltung vor mir warnen? Sie in Kenntnis setzen von meinen gefekwidrigen Gedanken? Muß ich die Menschen ernst nehmen, deren Opfer ich geworden bin? Ich kann nicht sagen, daß das Gefängnis mir nichts bedeutet, daß ich es ignoriere. Die Justiz möchte ich fragen: Wie haben

Sie sich das gedacht? Wie wünschen Sie, daß ich es mir denke? Welchen Erfolg versprechen Sie sich? Man hat mich über Ihre Absichten nicht orientiert.

Ich bezweifle im höchsten Grade die Unfehlbarkeit des Gerichtes. Ich fühle mich nicht beleidigt. Das ist es nicht, was mich quält. Ich kann nicht beurteilen, ob ich verurteilt werde. Wenn man mich freispricht — wer ersetzt mir die Kosten? Mir ist, als hätte ich für immer einen Schoß bekommen, einen Knack, der sich nicht rückgängig machen läßt. Schmerzensgeld ist lächerlich. Unschuldig erlittene Untersuchungshaft, Todesangst à 100 Mark. Ich versuche mir zu helfen, indem ich die Schuld tagiere; denn ein Verbrechen wird doch tagiert und abgestempelt und vom Verbrecher durch Strafe vergütet.

In diesen Tagen ist eine alte Frau entlassen worden. Sechs Monate war sie in Untersuchungshaft. Sie sollte einen Offenbarungseid geleistet haben, ihr eigener Ehemann hatte sie bezichtigt. Nicht wegen Mangels an Beweisen wurde sie freigesprochen, sondern weil sie unschuldig war. Sie sagte mir, daß sie nie mehr schwören werde. Und ich bin davon überzeugt. Diese Frau ist topfscheu geworden. Denkt sie sich, das Unglück sechs Monate „umsonst“, wie sie sich ausdrückt, im Gefängnis gegessen zu haben, kommt vom Schwören, oder wagt sie nicht mehr an die Menschen zu glauben, die sie nach einem halben Jahr Haft ohne

Entschuldigung gehen lassen? Ich kann nicht begreifen...

* * *

Nachts benutzt die Hafner meine Hose als Schlafjacket. Allabendlich schlüpft sie mit den Armen in die Hosenbeine und bewundert die Valenciennespizen. Ich dagegen borge ihre Taschentücher, die alle vom Grafen zu stammen scheinen, denn ein Krönchen ist in jedes Tuch hineingestickt.

Anna hat mir eine Haarnadel geschenkt, damit ich meine Donnhare, die mir bereits über Nase und Augen fallen, zu einem Nagel und Morizzipfel aufstecken kann.

Ich sehe wohl sehr lustig aus, denn ich erzeuge allgemeine scheue Heiterkeit im Gefängnishof. Jetzt weiß ich, warum die Gesundheitsbetin mir sagte, ich möge mich doch einmal in der Brennsuppe spiegeln; ich würde einen Spaß an mir erleben.

Die Aufseherin hat verweinte Augen. Ihr Verlobter, der Unteroffizier, muß einrücken. Damit ist folgendes Problem unter uns entstanden: Macht der Kummer weich oder hart?

Es handelt sich darum, wie auf die Aufseherin die Abreise ihres Verlobten wirken wird. Werden wir darunter zu leiden haben?

Die Meinungen sind geteilt. „Wegen Blutschande“ meint:

„Der Kummer macht weich für das Unglück der

andern. Da ist zum Beispiel mein Vater. Den hat das Unglück so sehr verändert."

Sie sagt nicht wieso und weshalb, und niemand fragt danach. Wir glauben gerne, was wir hoffen. In wenigen Tagen ist ihr Wort anerkannt. Wir glauben, was wir wünschen: Der Kummer macht weich.

Der Verwalter ist ein munterer, noch junger Mann. Er kommt täglich zur Zellenrevision. Er bringt von draußen frische Luft mit und einen leichten Hauch von Zigaretten, den wir noch wittern, wenn er uns längst wieder verlassen hat. Er spricht nur, wenn es eine Unordnung in der Zelle zu rügen gibt. Aber im allgemeinen fühlt man sich dann geschmeichelt.

Die in Einzelhaft sind, erzählen beim Spaziergang:

"Der Herr Verwalter hat mir heut' gesagt, ich solle doch die Baumwollfäden nicht so am Boden herumfedeln lassen." Das klingt dann ein wenig eitel.

Ober:

"Der Verwalter hat gemeint, ich soll doch meinen Kamm reinigen. Der Schmutz sei ungesund, hat er gesagt."

Man sagt, der Verwalter sei verheiratet und habe vier reizende Kinder und eine junge, hübsche Frau. Ich verstehe nicht, woher man es weiß. Aber ich selbst habe mich daran gewöhnt, von der „Frau Verwalter“ zu sprechen, als sei sie eine alte Bekannte.

Neuerdings, da der Verwalter zum Militär muß,

ist täglich von seiner Frau die Rede. Ihr gilt das Bedauern der Gefangenen, daß sie nun bald so allein sein wird. „Die arme Frau!“

Wir glauben ihre Stimme zu hören in der Abendstunde, vom Ruchengarten her, von dem wir annehmen, daß er unter unserem Fenster liegt. Auch die Stimme des Verwalters haben wir gehört. Von einem Beet zum andern hinüber rief er: „Der Kohl steht ausgezeichnet dieses Jahr.“

„Der wird nicht mehr ernten,“ meint die Hafner.

„Liegt vielleicht schon im Massengrab, wenn der Kohl geschnitten wird,“ sagt die Anna.

Die Hafner schlägt ein Kreuz:

„Gott soll schützen. Die stürmische Zeit!“

„Pf!“

Unten spricht eine weibliche Stimme. Das kann nur die Frau Verwalter sein. Alle drei legen wir die Hand ans Ohr.

„Ach nein, schau mal daher: die Erbsen blühen schon zum zweiten Male. Der Boden ist wirklich dankbar.“

Wir sehen uns schweigend an.

„Ich möchte die blühenden Erbsen sehen,“ flüstere ich.

Die Hafner winkt unwillig ab. Schweigen. Aber auch unten regt sich nichts mehr.

„Sie sind in die Laube gegangen,“ meint Anna.

Ich schwinde mich geschickt an der eisernen Stange empor, mit der man das Fenster öffnet. So kann

man für einen Augenblick einen Ausblick genießen. Man muß sich schwebend dort oben halten. Die Fenster sind so hoch angebracht, daß man kaum sehen kann, was in der nächsten Umgebung liegt. Von einem Küchengarten kann ich nicht das Geringste entdecken. Ich sehe den kleinen Teil einer Straße, die wenig belebt zu sein scheint.

„Ist etwas zu sehen?“ fragen die beiden andern zugleich.

„Zwei Männer gehen spazieren.“

„Zwei Männer,“ sagt die Hafner geringschätzig, „sonst nichts?“

„Nein, sonst nichts,“ leuchte ich. Ich halte mich nur noch mit größter Mühe fest; aber es muß sich doch lohnen.

„Oh, eine schöne Frau!“ rufe ich. „Sie promeniert mit zwei Kindern in weißen Kleidern.“ Es ist zwar nicht wahr, aber ich darf die beiden da unten doch nicht enttäuschen. „Das ist mit einem Male ein Leben,“ rufe ich, „da muß irgend was passiert sein,“ und springe herunter, ganz erschöpft von der Anstrengung.

„Jetzt will ich auch mal sehen,“ entschließt sich Anna.

„Geh, du kannst doch morgen sehen,“ rät die Hafner, „jetzt haben wir doch genug davon. Du mußt immer übertreiben.“

Die Hafner selbst kann nicht hinauf, weil sie zu dick ist. Anna und ich haben versucht, sie hinaufzu-

heben, indem sie die Füße in unsere gefalteten Hände stellt. Aber dieses Experiment ist uns schlecht bekommen. Alle drei fielen wir übereinander, und Anna bekam heftiges Nasenbluten, das stundenlang nicht vergehen wollte.

Doch Anna läßt sich nicht davon abbringen, unsere „Bellevue“ zu genießen. Sie schwingt sich an der Stange hinauf.

„Die reine Völkerwanderung,“ konstatiert sie.

„Jesses naa!“ ruft die Hafner und schlägt die Hände zusammen. Wir stehen direkt unterm Fenster.

„Kopf weg!“ schreit eine Kommandostimme von unten. Wir wissen nicht gleich, wem es gilt.

„Kopf weg dort oben!“ noch einmal, drohend.

Anna schaut rechts und links, wo sie hinspringen soll, läßt hastig die Stange los und steht mit Herzklopfen wieder in der Zelle, wo sie „von Rechts wegen“ hingehört.

Ob der Verwalter von unten unsere Zellennummer feststellen konnte? Aber es gibt ja so viele Fenster, trösten wir uns.

Der Verwalter kommt am andern Nachmittage. In Begleitung der Aufseherin. Unser Schicksal nimmt seinen Lauf.

Der Verwalter spricht nicht. Mit energischen Schritten geht er hin und her, läßt sich die Betten vor-schieben, sieht jeden Stuhl, jeden Gegenstand nach.

Wir stehen dabei wie Delinquenten, auf alles gefaßt.

Ich bemerke: er trägt solche, blankgeputzte Stiefel. Sie sind neu beschliffen. „Wegen der Einberufung,“ sage ich mir.

„Na, ich soll ja hier nicht haufen,“ sagt er nach einer Weile. „Aber ich würde die Zentralheizung mal abstauben. Das sind ja förmliche Staubschleier.“

Staubschleier stelle ich mir zwar anders vor und finde den Vergleich nicht gut, aber mit aller Zurückhaltung und Verschwiegenheit.

Jetzt interessieren ihn die Spucknapfe, die sauber in einer Reihe auf einem Bord stehen.

Mir fällt ein: in dem einen dieser kleinen Emaillegefäße liegt mein Ring verwahrt, den ich im Gefängnis nicht tragen darf, den man aber bei meiner Aufnahme übersehen hat. Im zweiten Spucknapf. Und gerade den starre ich an.

Der Verwalter beschäftigt Nummer eins, und ich hoffe, dabei wird es bleiben. Aber zu meinem Schreck nimmt er auch den zweiten herunter und schaut mit verkrampften Augenbrauen langsam und lange hinein.

Unsere Zelle ist stumm. Eine Stednadel könnte man fallen hören.

„Na, so eine Schweinerei!“ sagt er plötzlich und schaut uns der Reihe nach durchdringend an.

Schweinerei? Ein schöner Ring mit einem blauen Stein kann doch unmöglich eine Schweinerei sein. Zaghast kommen wir näher, um uns zu überzeugen. Die Schweinerei besteht — aus einer Reissuppe, die

ein wenig in Fäulnis übergegangen ist. Von meinem Ring ist nichts zu sehen.

„Das hab' ich nicht gemacht, Herr Verwalter.“

„Na, ich doch auch nicht.“

„Und ich erst recht nicht.“

Die Hafner entsinnt sich:

„Ach, das hat ja die Selma gemacht, die dahier war. Die hat sich die Suppe zum Abendbrot aufgehoben. Die war immer so hungrig. Die konnte ja nie genug kriegen.“

Anna stimmt bei:

„Ja, das ist wahr. Die war ja so verfressen. Nicht wahr, Emma, das wissen Sie doch!“

Der Verwalter sieht mich streng an, als müsse von mir die Entscheidung kommen. Ich kann nur noch stottern und sage:

„Ja, das ist wahr. Die war sehr verfressen. Das fand ich auch. Auffallend.“

Ich habe die Hochstaplerin nicht erkannt. Aber wenn sie den Sachverhalt wüßte, würde sie mir gewiß verzeihen, daß ich sie so verleumdet habe.

* *

Ich bekam wieder Briefe. Das macht mich bei meinen Mitgefangenen beliebt. Vergehen einige Tage, und keine Post kommt, so fragt die Hafner schon unruhig: „Daß H. gar nicht schreibt. Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Ob er Paris schon verlassen

hat? Das Reisen ist keine Kleinigkeit in dieser Kriegszeit."

Wie besorgt sie ist um einen Menschen, den sie persönlich nicht kennt und den sie voraussichtlich nie kennen lernen wird. Sie spricht von meinen Bekannten, als seien es ihre Söhne.

"Haben Sie gelesen? H. schreibt von interessanten Büchern, die neu erschienen sind. Haben Sie bemerkt; er liest sehr viel. Gott, er hat ja jetzt Zeit dazu. Er ist in Ferien. Er soll die Zeit ausnützen, solange er kann. Ich gönne's ihm. Dabei erzähle ich kaum von meinen Bekannten.

Ich befreunde mich mit dieser Art der Hafner mehr und mehr. Erst setzte sie mich in Erstaunen. Persönliches Eigentum und Geheimnis gibt es hier nicht.

Die Schwester der Hafner hat aus Augsburg geschrieben. Ein Kleid für die Hauptverhandlung der Hafner hat sie geschickt. Leider ist das Kleid viel zu eng.

"Sie hat damit gerechnet, daß ich im Gefängnis mager werde. Da hat sie sich geirrt, ich habe ja keine Bewegung. Im Zuchthaus werde ich mager werden. Dann wird mir das Kleid passen, wenn ich herauskomme. In vier Jahren, denke ich."

Anna betet vor dem Nachtkästchen, auf dem die Urinflasche steht. Sie betet: „Heilige Maria, Mutter Gottes, i bitt di um mei Freisprechung, in der Angelegenheit, die du ja besser kennst als i. I bitt di, sag's denen Richter, daß s' mi freisprechen, daß i un-

schuldig bin. Leg' du ihnen den Freispruch in 'n Mund. I bitt di um unseres Herrn Jesu Christi willen, der für uns alle gestorben ist. Begrüßet seist du, Maria." Und dann betet sie den schmerzhaften Rosenkranz.

Die Hafner und ich sitzen bei unserer Arbeit. Wir bessern die Strümpfe aus. Die Hafner plaudert:

„Wissen Sie, die Rita Walter, die hat doch ein interessantes Leben gehabt. Schauspielerin und schön, und so viele Verehrer! In ihren besten Jahren ist sie erschossen worden. Mein Gott, wenn man das so bedenkt! Wenn man so jung ist, so hübsch, und dann wird man erschossen! Wenn man viel vom Leben haben will, ist es doch immer gefährlich.“

Das Gespräch stört Anna in ihrer Andacht. Sie wendet uns ihr entrücktes Gesicht zu, und halb in einer höheren Sphäre beklagt sie sich unwirsch:

„Geh't's, ihr sprecht da von eure weltlichen Dinge, und i plag mi hier ab. Ihr könntet mi gern unterstützen mit einem Ave. Versteh't's?“

Dieser Aufforderung kommen wir nach, wie wir überhaupt keine Gelegenheit zum Gebet vorbegehen lassen. Vor einigen Tagen wurden zwei Raubmörder hingerichtet, das Armesünderglöckchen läutete sehr früh am Morgen. Das ganze Haus begleitete die beiden Mörder in Gedanken und Gebeten bis zum Schaffot.

* *

Ich werde ins Anwaltszimmer geführt. Zwei Beamte sind da. Man fragt mich, wo ich nach meiner Entlassung Wohnung nehmen werde.

Der Beamte spricht weiter, aber ich höre kein Wort mehr. Das Wort „Entlassung“ rauscht mir im Ohr. Ich empfinde ein Rauschen im Blut, Zittern in den Knien, und mein Herz klopft zum Zerspringen.

Ich habe meinen Namen unter ein Papier zu setzen und schicke mich dazu an mit größter Bereitwilligkeit.

„Wollen Sie nicht lesen, was Sie unterschreiben?“ fragt der Beamte.

Aber dazu bin ich nicht imstande. Wird schon stimmen, was da steht. Ich weiß nicht, was. Alles unterschreibe ich, wenn ich nur meine Freiheit habe.

Die Feder spricht und trakt. Ich drehe sie um. Der Beamte schmunzelt:

„Na, Sie wissen sich wenigstens zu helfen. Wissen Sie denn auch, wie Sie heißen?“

„Doch, doch,“ und kritzle meinen Namen.

Dann werde ich hinaufgeführt. Ist es nun wirklich das letzte Mal, daß ich geführt werde? Ich kann es kaum denken.

„Na, nun ist ja auch das zu Ende.“

„Was, bitte?“

„Na, Sie kommen doch jetzt hinaus. Ihre Verhandlung wird wohl hinausgeschoben werden.“

„Verhandlung“ höre ich, aber ich denke nicht so-

weit. Ich fühle nur die nächste Stunde, in der ich über die Straße gehen werde.

Oben in der Zelle finde ich die Hafner allein. Anna ist entlassen worden.

Ach, die Hafner merkt sofort, um was es sich handelt. Wie versteinert steht sie da. Etwas in mir ist wie abgeschnitten. Sie bleibt ja doch zurück, die Hafner. Ich kann sie nicht mitnehmen. Und mir ist, als müsse ich sie tausendmal um Verzeihung bitten, weil ich mich freute, während sie allein hier oben in der Zelle saß.

Ich bin verlegen, daß ich sie verlasse, und vertröste sie: es sei ja besser, wenn ich hinauskomme, denn dann könne ich etwas für sie tun, und ich wolle ihrer Schwester in Augsburg schreiben. Ich empfinde es wie Verrat, daß ich die andern nicht mitnehme. Ist es wohl recht, daß ich alle die verlasse, die meine Gefangenschaft mit mir teilten?

Ich falle der Hafner um den Hals.

„Alles werde ich tun, alles, und auch für die andern.“ Ich verschenke den Himmel in fünf Minuten.

Die Aufseherin steht wartend an der Tür: „Jetzt ist's aber genug mit dem Abschiednehmen,“ und lächelt.

Die Hafner sucht meine Sachen zusammen, so eifrig, als müsse ich nach der Bahn, und gibt mir die einzelnen Stücke in die Hand: Zahnbürste, Briefe, Waschlappen, Kamm. Ich stehe da und rühre mich nicht. Dann gebe ich alles zurück:

„Lassen Sie doch, Hafner, behalten Sie doch alles.“

„Und die schöne Seife?“ fragt sie.

„Auch die schöne Seife,“ und weine laut. Sie bekommt vier Jahre.

Ich setze mich auf das Klappbrett und bin müde. Es ist mir, als wäre ich auf den Bahnhof gelaufen, um den Zug noch zu erreichen, aber im letzten Augenblick überfällt mich Trauer, und der Zug fährt vor meinen Augen davon.

„Sind Sie jetzt endlich fertig?“ fragt die Aufseherin.

„Ja.“

Die Hafner gibt mir die Hand. „Leben Sie wohl!“ kann ich nicht zu ihr sagen. Ich kann gar nichts sagen und ich gehe...

Unten im Ankleideraum hängt mein Mantel und ach — mein Schlenkertaschchen hat auf mich gewartet. Es ist wie in der Schule.

Ich setze meinen braunen Strohhut auf, und die Aufseherin ist gar keine Aufseherin mehr, sondern irgend ein Garderobenfräulein, das ich zufällig kenne. Sie fragt mich, womit man am besten die Nägel puht.

Gerne möchte ich es ihr sagen, denn sie ist es doch, die mich hinausläßt. Das hätte sie schon früher tun können, aber gewiß wollte sie mich damit überraschen... Was nimmt man nur für die Nägel? Das muß ich doch wissen.

„Mit der Nagelfeile..." sage ich, „geht es am besten.“

„Das ist doch kein Puzmittel. Ich dachte irgend eine Crème..."

Ich bin aber schon auf dem Marktplatz, im Café, auf der Elektrischen.

„Na, gehen Sie schon," lacht sie. Sie bekommen noch eine Mark zwanzig für die Strümpfe, die Sie gestrickt haben. Dafür können Sie die Elektrische nehmen.“

„Jawohl. Danke sehr. Adieu.“

„Da geht's hinaus! Da rechts.“

Und schon entfernt: „Ich finde schon..."

Zweiter Teil

Ich stehe vor einem hohen eisernen Tor, das ich zu öffnen versuche. Zaghaft versuche ich es, nicht etwa ernstlich. Aber das Tor ist verschlossen, und ich fühle mich wie befreit. Bin alt und jung zugleich. Müdigkeit lächelt über Kindliches: Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts...

Ich sehe durch dicke Stäbe in einen verschneiten Vorgarten. Dahinter liegt das Gefängnis. Ein Haus, lang und grau, trauriger wie eine Fabrik im Morgen-grauen. Wahrscheinlich sieht ein Gefängnis aus wie das andere, sind alle einander ähnlich. Aber das Gefängnis, in dem ich mich melden muß, ist das unheimlichste, das ich mir denken kann. Es will mir nicht in den Sinn: Du auch, wie die andern auch.

Es ist mein Gefängnis, und ich lehre nicht um. Ich werde hineingehen, obgleich ich weiß, ich sündige gegen mich selbst, wenn ich dies Haus betrete.

Ich zögere. Mein Blick fällt auf die elektrische Glocke, und selbstverständlich zögere ich. Ist es so selbstverständlich? Das Selbstverständliche sollte keiner Erwähnung bedürfen.

Ach, wie ich zögere! Noch in der Erinnerung befällt mich eine Bekommenheit. Denn wer steht heute vielleicht vor diesem Tor? Wer durchleidet heute die sieben Stadien der Angst wie ich einst? Wieviele

noch werden vor diesem Tore stehen, vergewaltigt von einer eisernen Macht?

Ich lehne mich mit dem Rücken an das Tor und überlege. Gibt es keine Möglichkeit, dies Haus zu umgehen? Aber wohin könnte ich mich wenden?

Vor mir liegt die weite Schneelandschaft, liegen kleine friedliche Bauernhäuser, die mich zur Einteilung verführen und zum Weiterwandern. Soll ich betteln gehen? Mit so schlechtem Gewissen? Und... sie werden mich ja doch ergreifen.

Schwarze Vögel krächzen. Ich halte mich nicht dabei auf. Den langen, eisigen Weg, zu dessen Seiten entlaubte schwarze Bäume ragen, habe ich zurückgelegt. Liegt so totensill vor mir, zurückbleibend; ach, so entfernt und nicht ahnend meine Bangigkeit.

Schon flammt ein Licht auf hinter dem Fenster einer Hütte. Leute, die hier draußen gearbeitet haben, gehen der Stadt zu. Vor einer halben Stunde auf der Landstraße fragte ich sie noch, wo das Strafgefängnis liegt. „Ich habe einen Bruder dort und will ihn besuchen.“ Ich selbst habe es geglaubt...

Schrill schlägt die Gefängnisuhr. Viermal. Ich muß mich entscheiden. Bin ich denn so sicher, daß ich hineingehen werde? Daß man mich noch nicht geholt hat! Ob man mich schon gesehen hat?

Unschlüssiger werde ich. Es zuckt mir schon in den Beinen. Doch das Zucken verschwindet wieder. Lahm und traurig werde ich. Ob es nicht in meiner Nähe

einen Menschen gibt, der mir sagen könnte: „Gehen Sie nicht dahinein. Fliehen Sie. Man wird Sie nicht fassen.“

Aber ich will nicht fliehen. Es wäre nicht richtig. Ich werde hineingehen müssen. Ich habe mein Urteil unterschrieben, so werde ich jetzt auch bis zu Ende gehen müssen. Je früher ich hineingehe, desto früher komme ich heraus.

Wäre ich doch allein geblieben! Das Gefängnis kommt von der Gemeinsamkeit.

Ein Mann verläßt das Gefängnis. Es gibt verschiedene Türen hier.

Er trägt keinen Mantel. Fröstelnd schlägt er den Rodtragen hoch.

Ich denke mir: Da geht ein Entlassener.

Er reibt sich die Hände, sieht sich um nach allen Seiten. Der hat es hinter sich.

Er bemerkt mich nicht. Und dann drücke ich auf den Knopf. Hoffentlich ist die Leitung nicht gestört.. Ich warte.

Gehst mir durch den Kopf: „Schönen Gruß von meiner Mutter und ob Sie so gut sein wollten...“ Wie kommt mir das dazwischen?

Ein Hund schlägt an. Vor Hunden habe ich immer Angst gehabt. Besonders als Kind. Jetzt aber trage ich einen langen Rod, und es paßt wenig zu mir, Angst vor einem Hunde zu zeigen in einem Augenblick, da ich als erwachsene Frau ins Gefängnis gehe, um mich in aller Ordnung einer Strafe zu unterziehen.

Ein Mann in blauer Jacke kommt durch den Vorgarten auf mich zu. Er hat es nicht eilig. Ob er weiß, daß ich nicht umlehre? Man hat mein Läuten also doch ernst genommen. In meiner Wohnung kommt man nicht, wenn ich läute. Hier kommt man sofort. Wie das alles verschieden ist!

Der Hund kläfft so laut. Gewiß hat man die Glocke ganz überhört. Ich habe ja nur „versuchsweise“ geläutet.

Der weiß gar nicht, was ich will. Fragt:

„Wo haben Sie die Zustellung?“

Die fingere ich aus meinem Handtäschchen.

Ich bemerke, daß ich meine Handschuhe verloren habe, denn ich habe eiskalte Hände. Meine Finger sind so steif, daß ich das Papier kaum halten kann. Ach, das ist zu dumm!

Es schwimmt mir einen Augenblick durch den Kopf: vielleicht werde ich heißen Kaffee bekommen.

Ich trete mit dem Beamten ins Haus, und er schließt gleich die Haustür ab, als sei es schon Schlafenszeit...

Er liest mein Papier durch, gibt es mir zurück und deutet auf eine Tür:

„Da hinein.“

Er ist in ein Zimmer gegangen, das gleich neben der Haustür liegt. Es verwirrt mich, daß er mich allein stehen läßt, seinen Besuch.

Es ist nicht kalt auf dem Korridor, aber es riecht

hier so .. ja, so nach ausgezogenem Schuhzeug, verschiedenem Schuhzeug, vermengten Menschen; nicht unsauberer, aber billiger Wäsche, und ... ja, nach schnell gewechselter Wäsche, von der ein leichter, fader Duft zurückbleibt: es riecht vermischt .. ja gerade so.

Ich kann hier doch nicht stehenbleiben... Und plötzlich überfällt mich die unangenehme Empfindung, daß ich in die Falle gegangen bin; direkt oder indirekt, das Resultat bleibt dasselbe: ich bin im Gefängnis.

Und wenn ich gefangen bin, bin ich unfrei, so gründlich, daß es mir wie eine Taktlosigkeit erscheint, meine eigenen Beine zu gebrauchen; das wäre ja Selbstständigkeit.

Ich stehe und warte und überlege mir, welche Tür der Beamte wohl gemeint haben mag. Ich stehe wie angewurzelt; besorge, daß meine Verlegenheit überhandnehmen könne; weiß nicht mehr, wie man ein Gesicht zur Schau trägt; denke, es sei meine Pflicht, daran zu denken, daß ich meine Beine möglichst unauffällig setze. Um Himmelswillen, nicht mit den Armen schlenkern!

Ich lege mir eine Kopfhaltung zurecht, versuche einen ruhigen Gesichtsausdruck. Aber ich fühle, wie meine Mundwinkel nervös zusammenzucken; ich werde hilflos.

Mit dem kläglichen Mut, der mir zu Gebote steht, räuspere ich mich und höre mich selber seufzen, als

hätte ich eine Rede gehalten. Der Zustand ist umso quälender, je mehr ich ihn beobachte. Ein Fußscharren lege ich mir zurecht und probiere es aus. Es verfehlt nicht seine Wirkung. Der Beamte erscheint in der Tür und verwundert fragt er:

„Was stehen Sie denn noch immer da?“

„Verzeihung, wohin muß ich mich wenden? Ich habe die Tür vergessen.“

Er zeigt mit dem Finger:

„Können Sie denn nicht lesen? Da steht doch ‚Aufnahmezimmer‘ weit und breit.“

„Weit und breit?“ Schwarz auf weiß meint er natürlich. Ich bin pedantisch. Hier muß alles stimmen, denke ich, und klopfe und trete in ein überheiztes Bureau.

Hier ist es so gemütlich, daß ich mich am liebsten setzen möchte, um vorläufig nicht mehr ans Weggehen zu denken. Aber das ist wohl ein Wunsch, der, anschaulich dem Herrn vorgetragen, nicht in Erfüllung gehen wird.

Ein Regulator hängt an der Wand.

„Vier Uhr zwanzig beginnt Ihre Strafe. Heut' ist der einundzwanzigste Dezember. Am einundzwanzigsten Januar, vier Uhr zwanzig, werden Sie entlassen.“

Ich sehe auf die Uhr. Vier Uhr achtzehn Minuten. Am siebzehnten Januar habe ich Geburtstag.

Mein Name wird eingetragen. Wie, wenn ich Ophelia Polonius hieße? Aber so weit werde ich es ja nie bringen...

„So, jetzt gehen Sie in das Zimmer da nebenan.“
Das sind ineinandergehende Zimmer. Ich klopfe an.
Niemand sagt „Herein“.

„Gehen Sie nur hinein,“ sagt der Beamte.

Ich trete in ein Zimmer: Breite Schränke an den Wänden. Zwei große weißgeschuerte Holztische. Ein Küchenstuhl neben der Tür. Und ich erwartete: ein Wachsfigurenkabinett.

Eine ältere Frau, streng bürgerlich, untersucht Kleider, faltet Röcke zusammen. Streng bürgerlich.

„Grüß Gott,“ sage ich.

„Na?“ fragt sie näselnd, streng und gedehnt.

Warum denn „Na?“ Weiß sie nicht, was ich soll?

„Ich habe hier eine Strafe zu verbüßen. Man hat mich an Sie gewiesen.“

Sie räumt die Kleider in den Schrank:

„Na, da büßen Sie man los.“

Sie packt immer weiter. Ich warte.

„Wie lange haben Sie denn?“

„Einen Monat.“

„Ist nicht lange.“

„Nein.“

„Weshwegen denn?“

Hat sie danach zu fragen? Das möchte ich gerne wissen. Aber wahrscheinlich darf sich hier jeder die Frage erlauben.

„Wegen Diebstahls,“ sage ich nebenbei und so gleichgültig wie möglich.

„Sind Sie schon vorbestraft?“

„Nein.“

„Vier Wochen ist wenig.“

„Ich war vier Wochen in Untersuchungshaft.“

„Ist aber doch sehr wenig.“

Ich denke, es kommt auf die Umstände an. Doch das sage ich nicht. Denn es würde nur ein Durcheinander geben. Ich würde mich nur aufregen: ich bin nämlich der Ansicht, daß ich nicht gestohlen habe.

Die Frau lacht so eigentümlich, als dürfte sie sich nur erlauben, spärlich zu lachen.

„Zieh'n Sie sich aus,“ gebietet sie.

Diese Zumutung kommt mir sehr plötzlich. Vor einer halben Stunde stand ich noch auf der Straße. Dann fällt mir ein: vier Uhr zwanzig vorbei, ich befinde mich im Bußzustand. Hab's sehr eilig und reiße mir die Kleider vom Leib. Das geht so fix wie damals, wenn wir als Kinder zum Baden gingen.

„Das Hemd auch ausziehen?“ frage ich. Gilt hier denn keine Konvention mehr? Aber Hemmungen werden hier nicht beachtet.

„Hemd, Strümpfe, Maschen, Nadeln, alles runter!“

Ich stehe nackt vor dieser Kleiderfrau und habe nichts anderes mehr, meine Nacktheit zu verdecken als ein Lächeln. Die Frau mustert mich, als sei sie mit meiner Figur nicht zufrieden.

„Legen Sie Ihre Kleider zusammen.“

Ich ordne ein kleines Bündel und lege es auf den

Rückenstuhl. Es ist mir entsetzlich unangenehm, mich zu bewegen, und ich kann nicht vergessen, daß nebenan ein Herr am Schreibtisch sitzt. Die Thür ist nicht verschlossen.

Die Frau mustert mich. Sie überlegt wohl, welche Kleider mir passen. Ob ich ihr sagen darf, daß ich Kleidergröße Nummer 40 habe? Das ist die größte Kindernummer. Vielleicht sage ich Nummer 42?

Sie wirft mir ein riesiges Hemd und eine Hose zu.

Ich fange die Sachen auf und schlüpfe eilig hinein. Die Sachen sind viel zu groß für mich, aber ich bin froh, etwas am Körper zu tragen. Ich lache hell auf und erschrecke darüber. Um Gotteswillen! Daß mir das passiert!

Sie wirft mir einen Rock zu und eine Jacke, beides grau wie Sackleinwand. Ich sehe wohl aus wie ein Bauernmädchen. Einen Augenblick ist mir, als ziehe ich mich an für eine Komödie, und ich lache noch einmal.

Jetzt wird die Kleiderfrau böse:

„Warum lachen Sie? Was fällt Ihnen denn ein? Hier gibt's nichts zu lachen.“

„Verzeihen Sie, ich kann nichts dafür. Es ist wirklich sehr dumm. Verzeihen Sie nur,“ und weine. Es stößt mich in der Brust und ich könnte jetzt gründlich und lange weinen. Aber ich schlucke und schlucke und ziehe unterdessen die dicken weißen Baumwollstrümpfe an.

„Nehmen Sie sich dort oben ein Paar Pantoffel,“

sagt sie, und ich steige auf eine Trittleiter, um mir ein Paar Pantoffel zu holen.

Meine Kleider werden in einen Leinensack verstaут. Ich bekomme einen Zettel, auf dem mein Name steht und die Nummer 88. Der Zettel wird am Sack befestigt. Dann hänge ich den Sack und mit ihm meine Persönlichkeit in den Schrank.

„Haben Sie eine Zahnbürste?“

„Ja, aber die ist zu Hause. Ich habe mir nicht erlaubt, sie mitzubringen.“

„Na, das hätten Sie ruhig tun können. Bessere Leute haben doch ihre eigene Zahnbürste.“

„Bin nichts Besseres.“

„Gut,“ sagt sie. „Hier haben Sie Handtuch, Taschentuch und ein Stück Seife.“

Nachdem ich so ausgestattet bin, führt sie mich ab.

* *

Am andern Morgen schellt es lange durch das Haus.

Das Erwachen an einem kalten, dunklen Wintermorgen ist trostlos. Aber allein in einer dunklen Zelle zu erwachen, ist zum Sterben traurig. Wie mag es den Lebenslänglichen zu Mute sein?

Ich taste nach meinem Rock, nach meiner Jacke. Wie fremd sind mir diese Kleider. Sie schmiegen sich nicht an.

Ich höre schon, wie man die Zellen aufschleßt.

In der Dunkelheit kann ich Strümpfe und Pantoffel nicht finden. Der Strohsack gleitet vom Holzbrett. Ich tappe ein paar Schritte und stoße an die Mauer.

Nur wenige Dinge sind in diesem Raum. Aber ich fürchte, ich werde diese wenigen Dinge in Unordnung bringen.

Es gelingt mir, den Strohsack auf das Brett zu balancieren. Man schließt meine Zelle auf, und es wird hell. Oben an der Decke ist eine schwache elektrische Birne. Sie leuchtet in eine kalte Trostlosigkeit.

Es ist seltsam, aber ich bin mißtrauisch gegen jede Einrichtung. Daß das Licht aufblickt, kommt mir verdächtig vor, obgleich ich mir sage: es ist in diesem Augenblick draußen eingeschaltet worden.

„Kübel rausstellen!“ ruft die Aufseherin. Die Eisentür bleibt weitgeöffnet stehen. Schnelles Weitergehen von meiner Tür zur nächsten.

Muß ich der Aufseherin nicht nachrufen: „Sie haben vergessen, die Türe zu schließen?“

Ich gehe mit nackten Füßen auf den Korridor hinaus und sehe, daß alle Türen geöffnet sind. Gefangene laufen in größter Eile auf dem Korridor hin und her mit Kübeln, Besen, Wischlappen. Der Korridor riecht nach Unrat. Es ist zum Umfallen und kalt.

Eine ruft mir im Vorübergehen zu:

„Sie, zieh'n S' die Strümpfen an. Ist verboten, barfuß zu gehen, noch dazu im Dezember.“

Ich trete sofort zurück in meine Zelle und ziehe mir Strümpfe und Pantoffel über. Raum bin ich damit fertig, kommt eine andere:

„Sie müssen Ihr Waschwasser holen. Kübel vor die Thür stellen und die Pritsche in Ordnung bringen.“

Ich hätte alle diese Verrichtungen gerne gemacht, aber ich wage nicht, ohne Befehl mich zu rühren. Strafgefängnis klingt mir wie Folterbant.

Ich bin mit der Pritsche beschäftigt, aber ich weiß nicht, wie man sie hochklappt. Ich versuche an den Schrauben zu drehen und fürchte plötzlich, ich habe den Mechanismus verdorben; erwarte, daß nun das ganze Gestell auseinanderfällt.

Der Angstschweiß bricht mir aus der Stirne. Ich überschlage, wieviel die Pritsche wohl kosten kann.

Eine Gefangene geht vorüber. Sie sieht, wie ich mich abquäle und kommt in meine Zelle.

Ich sage:

„Sie werden mich ja nicht verraten. Aber unter uns gesagt: diese Pritsche ist ein Unfug. Ich glaube, sie ist schon hinüber. Wie teuer kann die Pritsche sein? Ich fürchte, ich werde einen Monat arbeiten müssen, um die lädierte Pritsche zu bezahlen.“

Die Gefangene lacht. Ich setze mich auf die Pritsche und weine.

„Dafür habe ich jetzt einen Monat lang zu singen. Oder meine Strafe wird verdoppelt, passen Sie auf. Ich, gerade ich bekomme solche wackelige Pritsche!“

Wir untersuchen die Pritsche gemeinsam.

„Ich kenne mich auch nicht so genau aus,“ sagt das Mädchen. „Bin selbst erst einige Tage da; aber ich will mal versuchen.“

Wir schieben und suchen das Gestell hochzuklappen. Ich strenge mich an, als gelte es mein Leben. Bis zu halber Höhe bringen wir's, aber weiter rückt die Pritsche nicht.

„Ich bleibe hier stehen,“ sage ich, bis jemand kommt, und sollte ich noch so lange stehen! Man wird sehen, daß wir alles tun, was in unseren Kräften steht.“

Das Mädchen sagt:

„Ich möchte nicht hier stehenbleiben. Denn was wird die Aufseherin sagen, wenn ich mich um fremde Pritschen kümmere. Aber wenn ich jetzt loslasse, dann wird es Ihnen zu schwer werden.“

Ich leuchte schon jetzt:

„Ist mir ganz gleich. Und sollte ich zusammenbrechen.“

Zu unserer Erlösung kommt eine andere Gefangene, die im Nu die Pritsche hochklappt.

Die Tür ist noch immer geöffnet. Ich benuze die Gelegenheit, um etwas von meiner Nachbarschaft zu sehen.

Ich habe Glück. In der Tür nebenan steht ein Mädchen in lässiger Haltung, wie in Kleinstädten Töchter an den Haustüren stehen, um sich die Straße zu besehen oder die Vorübergehenden zu mustern.

Meine Nachbarin, verklebte, halbgeöffnete Augen, hat ihr Haar noch nicht gelämt. Lang und unordentlich hängt es um den Kopf. Die untere Hälfte der Haare ist strohgelb, die obere pechschwarz. Sieht eigentümlich gescheit aus. Haare, die vor Monaten gefärbt wurden und die jetzt wachsen können, wie sie Lust haben. Wir sehen uns eine Sekunde lang an, als überlegten wir, was wir einander wohl sagen könnten.

Schritte auf der Steintreppe. Wasserkrüge klirren. Die Aufseherin erscheint am anderen Ende des Korridors.

Meine Nachbarin macht einige seltsame Fingerbewegungen, die mir unheimlich sind. Ist sie verrückt? Ist sie taubstumm? Wagt sie nicht zu sprechen? Wahrscheinlich das letztere.

Ich nicke beschwichtigend, hebe meine Hand ein wenig hoch und lasse vier Finger sich neigen. Eine Art Verbeugung, denke ich mir.

Meine Nachbarin macht dieselbe Bewegung und verschwindet in ihrer Zelle. Auch ich trete in meine Zelle zurück, denn die Aufseherin kommt, um zu verschließen.

* *

Zwei Tage bin ich hier. Ich habe noch immer keine Beschäftigung. Der Tag ist endlos lang. Ich beneide die Sträflinge, die draußen den Korridor putzen dürfen; die Sträflinge, die die Kübel ausleeren. Am Morgen bin ich traurig, daß der Schlaf

zu Ende ist; ich wünsche, es möchte schnell wieder Abend werden.

Nachts träume ich von Draußen. Ich darf dann gehen, wohin ich will. Plötzlich macht mir das keine Freude mehr. Ich werde verfolgt, werde lahm, kann nicht weiter und werde eingefangen. Ich komme ins Gefängnis zurück, kann jetzt plötzlich wieder gehen und laufen, darf aber nicht.

Am dritten Morgen holt mich die Kleiderwärterin.

„Kommen Sie mit,“ sagt sie und geht schnell voraus. Ich folge ihr, aber es fällt mir schwer. Ich habe ein krankes Gefühl in den Beinen, als hätte ich eine starke Influenza. Ich habe fast nichts gegessen. Es ist dieselbe Uebelkeit wie in den ersten Tagen meiner Untersuchungshaft. Aber damals ging es vorüber, so hoffe ich, daß es auch diesmal vorübergeht. Hätte ich nur eine Beschäftigung.

Gefangene haben mir erzählt, daß sie gemeinsam in der Waschküche arbeiten. Das würde mir sehr gefallen, und ich erlaube mir, die Aufseherin anzusprechen:

„Ich kann sehr gut waschen,“ sage ich ihr, „auch grobe Wäsche, und es würde mich freuen, eine Beschäftigung zu erhalten.“

„So? Was sind Sie denn von Beruf?“

„Kabarettistin bin ich.“

Sie öffnet die Tür zur Besenstammer, denn wir sind inzwischen im Parterre angelangt, wo sich die

Räume für das Arbeitsmaterial befinden. Sie öffnet mir die Tür, läßt mich vorangehen. Sie ersucht mich, Besen, Schaufel und Wischlappen aus dem Schrank zu nehmen.

„So, Kabarettistin?“, fragt sie. „Was ist denn das?“

Ich wundere mich, daß sie das nicht weiß, wage aber nicht, ihr ein Kabarett zu beschreiben und sage nur:

„Ich singe den Leuten etwas vor.“

Sie sieht mich an, als sei hohe Strepis angebracht. Mir selbst kommt es in diesem Augenblick sehr unglaublich vor, daß ich je den Leuten ‚etwas vorgefungen‘ habe.

„Und da wollen Sie waschen können?“

Ich bin traurig, daß sie auch das bezweifelt und sage:

„Waschen kann ich.“ Angestrengt suche ich ihr einen praktischeren Beruf zu nennen, damit mir das Waschen nicht entgeht, und mir fällt ein:

„Ich war Reisende in Desinfektionsapparaten, einem der unentbehrlichsten Artikel. Die beste Erfindung auf diesem Gebiet. Blühende Wiesen im Winter. Wer sich dran gewöhnt hat, läßt ungern davon.“

Ach, ich spüre den Naphthalingeruch, sehe die Pakete vor mir, die roten Pakete mit Goldbuchstaben. ‚Wer sich daran gewöhnt hat, läßt ungern davon‘; sehe den Kölner Dom, in dem ich meine Reisetasche kon-

trollierte und meine Bestellungen und Prozente berechnete; habe eine Sehnsucht, wieder durch die Straßen zu jagen.

Die Tränen springen mir aus den Augen.

„Das paßt doch gar nicht zusammen,“ forschte die Wärterin.“

„Mir gefällt die immerwährende Veränderung,“ gestehe ich.

„So, da nehmen Sie die Sachen, auch den Kübel und den Schrupper und kommen Sie mit!“

Ich bin ganz stolz auf diese Gegenstände, denn jetzt soll die Arbeit kommen.

Da wirft sie mir das Staubtuch über die Schulter. Es streift mein Gesicht. Und es kränkt und verlegt mich, daß sie mich für einen Aushänger hält. Sie lacht, weil das Staubtuch mir die Schmutzfloden ins Gesicht weht, und ich möchte still beiseite gehen; wünsche, diese Frau möge mich nie mehr ansehen, obgleich ich gewillt bin, selbst unter ihren Augen jede Arbeit zu verrichten.

Wir treten auf den Korridor. Ein junger Mann — kein Gefangener, sondern ein freier Arbeiter — untersucht die elektrischen Birnen. Er steht auf einer Trittleiter, steht lachend zu mir herunter.

Ich sehe zu ihm hinauf, und mir ist, als müsse er mich doch aus diesem Hause mit fortnehmen. Aber er lächelt mich nur halb neugierig, halb gutmütig an.

Die Wärterin ist vorausgegangen und steht in der

vierten Tür. Aber ich bin so beladen und trage den Eimer mit heißem Wasser, so daß ich gar schnell nicht gehen kann.

Das Wasser schüttelt beim Gehen hin und her, klatscht über den Eimer und beneßt den sauberen Korridor gerade dort, wo die Trittleiter steht.

„Sofort aufwischen!“ schreit die Wärterin.

Die Kiefer knacken mir vor Scham und Empörung, daß ich angeschrien werde in Gegenwart eines freien Mannes. Es zuckt in mir, und ich fühle einen plötzlichen Zwang, ihr das heiße Wasser ins Gesicht zu schleudern.

Da rutscht der junge Mann von der Leiter her unter, um mir Platz zu machen. Fest und ruhig sieht er mir in die Augen, und ich werde wieder ruhig und lahm.

„Vorwärts, mal bißchen fig,“ schreit sie mir zu.

Ich wische, auf den Knien, eilig den Fußboden auf und höre nicht und gehe so taub in das vierte Zimmer.

Hier wohnt die Wärterin, und ich muß Ordnung schaffen.

Es riecht nach alten Weibern, nach Jungfer riecht es. Es riecht vegetarisch, und das kann ich, wenn es so stark betont ist, nicht ausstehen. Es verursacht mir Uebelkeit.

Unter dem Bett hat sie viele Kartons und Kutschachteln, die ich herausholen und abstauben muß.

Rasch wäre ich fertig damit, stünde die Wärterin nicht hinter mir, um mir mit infamer Seelenruhe zuzusehen, wie ich unter das Bett krieche. Wird Sie mich zu ihrem privatesten Vergnügen an den Beinen ziehen, weil ich mich ungeschickt anstelle?

Es riecht nach Staubfloeden und eingetrodnetem, schmutzigem Aufwaschwasser.

Ich fege mit dem rechten Arm eine eingedrückte Hutfachtel hervor. Abwechselnd bäumt sich in mir eine Woge der Empörung, die bis zur Wut anschwillt und dann plötzlich umkippt: das Empfinden meiner Ohnmacht.

Ich lasse meinen Kopf auf dem linken Arm ruhen. Ich schließe die Augen, um die staubigen Kartons nicht länger sehen zu müssen; für einen Augenblick nur. Deffne den Mund, um den Staub nicht riechen zu müssen. Dann reiße ich meine Augen auf, gewaltsam, denn hinter mir steht doch auch Gewalt. Diese einfach aussehende Frau, gekleidet wie eine schlichte Hausfrau — wie kommt sie zu diesen grausamen Augen, zu diesen unbarmherzigen, kalten Augen? Wer hat ihr die Gewalt gegeben?

Ich schleudere den zweiten Hutfarton unter dem Bett hervor. Hat sie vergessen, daß auch ihr einmal jemand gütig war?

Mein Rücken ist heiß und kalt, und ein feuchter Schauer überrieselt mich. Hat sie niemals eine zärtliche Regung gefühlt und empfangen?

„Na, wie lange dauert denn das noch?“

Der letzte Karton fliegt seitwärts, vor die Füße der Wärterin. Ich raffe alle Kraft zusammen und kriech hervor; springe automatisch auf die Beine, und das Blut steigt mir in den Kopf.

Bunte Luftringe verhüllen jeden Gegenstand, auf den mein Auge fällt. Ringe werden regenbogenfarben. Wohin meine Augen sehen, sind kleine bunte Ringe.

Wie betäubt lehne ich mich an das Bett:

„Verzeihen Sie,“ und: „ich kann es Ihnen doch nicht länger verheimlichen,“ und: „das passiert mir sonst niemals,“ und „bin der gesündeste Mensch von Haus aus.“

Ich weiß, es ist aus, alles aus, und die Wäsche werde ich nun wohl auch nicht bekommen. Hab' mir alles verdorben.

„Was ist denn eigentlich los mit Ihnen? Sind das Arbeiten wohl nicht gewöhnt?“

„Doch, doch, bin's gewöhnt. Nur ein vorübergehender Schwindelanfall. Ist schon wieder vorbei.“

Vom Korridor erschallt eine Stimme:

„Fräulein W., einen Augenblick bitte!“

„Jawohl, Herr Zuberbühler,“ und sie eilt hinaus.

Herr Zuberbühler wird mir unvergeßlich bleiben. Ich lasse mich sofort auf das Bett sinken, lege meinen Kopf auf das „Gott schütze dich!“ des Parabelsiffens und fühle mich sogleich „möbliertes Fräulein“ in einem soeben bezogenen Zimmer.

Dann kommt mir wieder zu Bewußtsein, wo ich bin. Ich konstatiere: der Fußboden ist sehr blank. Sie wird nicht unterscheiden können, ob ich gepuht habe oder nicht. Ich werde mir über die Stirne fahren, als habe ich mich sehr angestrengt und werde ihr sagen: „Der Fußboden ist fertig.“

Ueber dem grünen ripsbezogenen Sofa hängen Bilder. „Herz Jesu“ und „Herz Mariae“. Ich sehe mir die „Königin der Nacht“ an, die malerisch in einer Mondfichel sitzt, und die „Grotte von Lourdes“. Ueber dem Marienbild hängt ein gehäkelter Beutel mit ausgekämmten grauen Haaren.

Ich höre die Aufseherin draußen schwachen und lachen. Ich wische mit dem Staubtuch über die Mondfichel und die Heiligenbilder. Ich hoffe, daß man sich auf dem Korridor gut unterhalten und mich vergessen möge.

Auf der Kommode stehen viele Fläschchen und Salbennäpfe. Ich untersuche alles genau. Vielleicht ist eine Medizin dabei, die meiner Gesundheit zufluten kommt. Die Aufseherin sieht sehr gesund aus. Sie wird wohl nicht alles für sich verbrauchen.

Die Aufseherin hat ein blaurotes Gesicht, in dem viele Wederchen geplakt sind. Ob von der Kälte oder vor Wut?

Ich rieche an einem weißen Porzellannäpfchen. Sieht von außen recht appetitlich aus. Es enthält ranzig ge-

wordene Pomade. Auf dem Deckel steht: „Haarwuchsmittel“.

Eine Flasche mit einer hellen, öltartigen Flüssigkeit. Ich lese: „Terpentinöl innerlich“. Und darunter steht: „Für Gicht und Rheumatismus“.

Ich probiere einen kleinen Schluck, weil nichts Passenderes für mich da ist. Es riecht ähnlich wie Bohnerwachs und schmeckt auch so. Aussicht auf Besserung meines körperlichen Befindens.

Ich reibe mir mit der Pachtuschürze den Mund und die Zähne. Ertrappt sie mich trotzdem, so werde ich mich auf Selbsterhaltungstrieb hinausreden.

Um alle Unnehmlichkeiten des Zimmers auszukosten, besehe ich mich im Spiegel und entdecke, daß ich entsetzlich elend und mager aussehe. Die Haare hängen mir well über die Ohren. Wohl liegt ein Kamm auf dem Waschtisch und ich könnte mir bei dieser Gelegenheit die Haare in Ordnung bringen. Aber ich bin traurig, und es fehlt mir jede Lust dazu.

Rasch stelle ich alles wieder an seinen früheren Platz, und nachdem dies geschehen ist, finde ich, daß sich hier nichts geändert hat, die Terpentinflasche ausgenommen.

Draußen flötet die Stimme der Aufseherin:

„Ja, ist schon recht, Herr Zuberbühler.“

Es klingt wie das Endergebnis eines Gespräches. Rasch kniee ich auf den Fußboden nieder und scheuere

so eifrig, als hätte mich nie etwas anderes beschäftigt.

Wie, wenn ich jetzt zu der Aufseherin sagte: „Der Fußboden interessiert mich gar nicht. Neugierig bin ich, was in den Pappschachteln ist, die ich abgestaubt habe?“ Oder: „Weil ich diese Arbeit gemacht habe, möchte ich mich nun auch in Ruhe umschauen können? Uebrigens bezweifle ich, daß Sie mich für Ihre persönlichen Zwecke benutzen dürfen, und ich wünsche den Beweis, daß ich hierzu verpflichtet bin?“

Aber eine zunehmende Unaufrichtigkeit nimmt von mir Besitz. Ich versuche mir ein Beispiel an meinen Genossinnen zu nehmen. Wollte ich ehrlich gegen mich sein, so hätte ich mich bereits am ersten Tage meiner Gefangenschaft umbringen müssen. Auch finde ich es traurig, eher an anderen Menschen sterben zu wollen als an sich selber, und daher verführe ich mich immer wieder zu dem Gedanken: Alles ist nur ein Irrtum.

Für alle Qual, die das Geseh mir verursacht hat, wird die Entschuldigung sein: Der Irrtum. Der Mensch irrt. Bösen Willens kann er nicht sein. Wäre es dennoch so, ich möchte nicht einen Augenblick länger leben. Das Böse erscheint mir so sinnlos, so unvernünftig. Der Sinn ist der Grund, die Ursache, das Fundament; der Stein, auf dem alles sich aufbaut. Der Sinn ist die Brücke.

Alles aber ist Liebe. Und was alles ist, kann nicht fehlen.

Die Einrichtung, die ich nicht kenne, schreckt mich. Auf welche Art mag meine Tür verschlossen sein?

Es ist ein eiserner Riegel und ein Schloß, aber den Mechanismus kenne ich nicht. Zu wissen, wie alles funktioniert, wäre mir eine Beruhigung.

Ich erinnere mich, daß man im Mittelalter den Hegen die Folterwerkzeuge erklärte, bevor man sie anwandte. Ich zweifle, daß es aus Grausamkeit geschah. Jeder Mensch hat wenigstens Anspruch auf das Recht, zu wissen, was mit ihm geschieht.

Ein zum Tode Verurteilter soll wissen, wie die Guillotine entstanden und aufgebaut ist; genau wissen, ob sein Kopf schnell und schmerzlos oder mit Hemmungen fällt; denn es handelt sich um sein Leben. Der Scharfrichter müßte den letzten Liebesdienst, das Köpfen, sorgfältig erklären und etwa beweisen: Alle Dinge dienen zum Besten. Verlangt nicht das verantwortungsvollste aller Geschäfte, das Töten, die größte Gewissenhaftigkeit? Es ist der Stolz eines jeden Abdeckers, ein Tier schmerzlos vom Leben zum Tod zu befördern. Es ist seine Handwerkshhre. Man kann es Korrektheit nennen.

Woher kommen mir diese Gedanken? Ich empfinde, daß an mir eine Prozedur vollzogen wird, deren Zweck ich nie begreifen werde. Es handelt sich um mehr als um eine vorübergehende Freiheitsberaubung. Etwas in mir wird hingerichtet. Man macht mich verantwortlich und straft mich. Aber bin ich

verantwortlich? Konnte ich meine Motive begründen, erklären, bekennen? Wer behauptet, daß er das kann, ist eine Figur aus Holz, die für ihre Dauerhaftigkeit garantiert.

Vor Gericht hätte ich behaupten wollen: „ich bin unschuldig“ — es wäre ebenso anmaßend gewesen, als wenn ich behauptet hätte: „ich bin schuldig“; denn ich bin nicht allein schuldig geworden. Hätte mein Kläger nicht auch zur Rechenschaft gezogen werden müssen? Aber mein Kläger war gar nicht da. Er ließ sich entschuldigen, hatte keine Zeit. Er ließ sich vertreten. Aber wie kann er sich vertreten lassen, wenn er sich benachteiligt, vergewaltigt oder beleidigt fühlt? Ich komme über die Ungenauigkeit nicht hinweg. Und bei welchem Gericht kann ich mich über die Ungenauigkeit des Gerichtes beschweren?

Wer hält mich für umständlich, wo man so umständlich mit mir verfährt? Man macht sich die Mühe, sich drei Vierteljahre mit mir zu beschäftigen — mein Kläger darf spazieren gehen. Warum wird er nicht bestraft, daß er sich mit mir eingelassen hat. Die Einseitigkeit ist beunruhigend. Man müßte Verführer und Verführte bestrafen: die Gelegenheit und den Dieb. Würde ich mich befassen mit solch zwecklosen Dingen als da sind: Sünder bestrafen und Buße verschreiben, ich wäre gründlicher gewesen bei Abfassung der Gesetze. Man nehme das schukloseste Geschöpf, ein Straßenmädchen. Wenn es verboten ist, sich Liebes-

stunden bezahlen zu lassen, muß es verboten werden, Liebesstunden zu kaufen. Aber die Erfahrung lehrt, daß der Mensch ohne Liebesstunden nicht leben kann. Also müßte die Liebe anders organisiert werden. Aber „organisierte Liebe“ klingt so peinlich. Dennoch kommt man darüber nicht hinweg. Der Gerichtshof besteht aus Männern, und es erfordert weniger Kraftaufwand, das schwache Geschlecht zu bestrafen, als Männer zur Rechenschaft zu ziehen, die ihre stärksten Neigungen geheim zu halten wünschen. Ich wünschte, die vergewaltigten Männer könnten einmal die verächtlich lächelnden Gesichter ihrer Verführerinnen sehen, die auf dem Korridor der Strafanstalt leise plaudernd die Geheimnisse ihrer Kläger preisgeben. Im Hofe des Untersuchungsgefängnisses sah ich die lächelnde Ueberlegenheit auf den Gesichtern der Frauen und Mädchen, die die Straße machen; der Mädchen, die siegen und graziös genug sind, sich für beslegt zu erklären. Diese Höflichkeit scheint gefährlich zu sein, denn man sperrt sie in fußdicke Mauern.

Wissen möchte ich das Geheimnis, den Schlüssel für mein Gefängnis. Ich stehe vor dem Guckloch, durch das ich nicht hindurchsehen kann.

Kinderstimmen höre ich auf dem Korridor. Wessen Kinder das sind, weiß ich nicht. Was die Kinder hier zu tun haben, weiß ich nicht. Vielleicht sehen sie in diesem Augenblick durch das Guckloch. Ich weiß, die kleine Klappe vor dem Guckloch kann man von

draußen unhörbar schieben. Ich kenne den Mechanismus nicht, aber ich denke mir das.

Es ist mir fürchterlich, daß ich von draußen beobachtet werden kann. Jeder, der vor der Zelle 88 steht, kann mich sehen. Freilich die Gelegenheit dazu muß er haben. Und welcher Mensch wird diese Gelegenheit nicht fliehen wollen?

Ich höre immer Stimmen von draußen. Weiß nicht warum, doch fühle ich; Es wäre wohl gut, die Menschen zu meiden; denn dann kann mir ja nichts geschehen.

Ich bin allein, und niemand hört mich, wenn ich vor dem Guckloch sage: „Ich habe ja alles gestanden. Jetzt gestehet auch mir...“

* * *

Die Aufseherin fragt mich, ob ich an Anfällen leide. Ich denke, sie will mich in eine andere Abteilung bringen, weil ich nicht arbeiten kann. Ich weiß gar nicht, was ich ihr antworten soll und sage ihr schließlich:

„Ich habe von meinen Anfällen nichts bemerkt.“

„Aber Sie rumoren doch nachts. Der Wärter hat es gemeldet. Nächstens kommen Sie in die Krankenabteilung. Da ist auch die Arbeit nicht so streng.“

Sie ist besorgt um mich, jetzt weiß ich es, und ich sage: „Ich wäre ja gerne bei Ihnen geblieben“ und: „Die Arbeit schadet mir nicht.“ Es sei nur

die erste Zeit. Auch in Untersuchung sei es mir so ergangen.

„Es ist aber doch besser, wenn Sie fortkommen,“ sagt sie, und darauf wage ich nichts zu erwidern. Die Gründe kenne ich nicht, aber sie meint es gewiß sehr gut.

Ich freue mich, daß ich nicht mehr allein sein werde. Gleichgültig, mit wem ich zusammentomme, wenn ich nur nicht mehr allein bin.

Ich hätte so gerne diese Aufseherin behalten. Den ersten Tag machte sie sich lustig über meine kurzen Haare. Als sie mich sah, rief sie: „Heiliges Kreuz!“ und schlug die Hände zusammen. Gefangene waren dabei, die es hören mußten, und ich biß mir auf die Lippen, um nicht in Tränen auszubrechen. Heute spricht sie so gut zu mir, und ich weiß nicht, wie die nächste Aufseherin sein wird.

* *

Der Heilige Abend wird hier nicht gefeiert. Um sechseinhalb Uhr ist die Zelle dunkel. Dann beginnt schon die Nacht.

Ich hülle mich in meine rauhe Decke und bin so fern von aller Welt. Eine Kirchenglocke läutet, und andere Glocken fallen ein. Töne vermengen sich, mahnend, feierlich, läuten das Christfest ein am Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezember. Ich habe nichts zu tun damit, bin nicht dabei. Mir ist, als

läge ich fremd in einem Grab, und fremd berührt mich meine Zelle.

Vom Korridor her fällt Licht durch die Türspalten.

Aber dieses Licht leuchtet nicht, sondern gibt der schwarzen Eisentür nur einen strahlenden Rahmen, und wenn ich meinen Kopf, den ich unter der Decke verborgen halte, hervorstrecke, sehe ich die schwarze Türplatte in feuriger Einfassung.

Oft schon habe ich darüber nachgedacht, weshalb das Licht meine Zelle nicht erhellt und woran das wohl liegen mag. Immer wieder komme ich auf die Menschen zurück, die alles vorbedacht haben; Menschen, die dafür sorgen, daß man das einbrechende Licht nicht etwa für einen Weihnachtsbaum hält.

Die Glocken von der Stadt her vernimmt man deutlich. Daß man die Glocken in der Zelle hören kann, ist seltsam. Geht wohl irgendwo ein Mensch, der an uns Gefangene denkt? Steht wohl einer vor Glaserläden, vor einem hellen Schaufenster mit bunten Herrlichkeiten? Oh, die bewegte hastende Straße, auf der Menschen gehen dürfen, rasend im beseligenden Gefühl ihrer Freiheit! Wer denkt an die Gefangenen?

Weiter dröhnen die Glocken, und sie läuten die frohe Botschaft von der Befreiung der Menschheit.

Das sind wohl die Kinder des Oberaufsehers, die ich singen höre. Ich lausche angestrengt. Und ganz leise, aber deutlich höre ich:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“

Und ich weine: wie ist es möglich? Wie kann man in diesem Hause singen? Einen Augenblick ist mir, als müßten alle Türen aufgetan werden. Aber es geschieht nicht.

Ich warte. Ich will bis hundert zählen. Ich spiele, fühle mich in eine Hoffnung hinein. Ungeduldig will ich nicht werden; zähle noch einmal. Die ersten Hundert gelten nicht.

Ich komme bis dreihundert. Das Lied ist schon zu Ende gesungen.

Es sind nur zwei Kirchenglocken noch, und auch die läuten nicht mehr lange. Sie verhallen, und alles ist aus. Und ich höre nur noch ein Schluchzen, und das bin ich ja selbst. Und dann klopft es plötzlich den bekannten Gruß, den ich vom Untersuchungsgefängnis her kenne, und ich werde nicht müde, dieses Freundschaftszeichen zu erwidern.

Und wenn meine Nachbarin eine Weile zögert, klopfe ich nacheinander: einen Schlag, Pause, und drei kurze Schläge. Das wiederhole ich einigemal.

Das Klopfen meiner Nachbarin klingt bestürmend, wie Liebe heischend. Ich antworte eilig. Das wird immer rascher, wir klopfen zusammen. Genau weiß ich, wo ihre Hände sind. Da sind auch meine Hände.

Die Mauer trennt uns, und trennt uns doch nicht. Das ist der Trommelwirbel der Kameradschaft. Er wird von allen Gefangenen verstanden.

*

*

*

Am ersten Weihnachtsmorgen werden wir bereits um sieben Uhr aus den Zellen geholt, um in die Kirche geführt zu werden. Es ist noch dunkel und sehr kalt. Eben haben wir noch unsere Brennsuppe gegessen. Gleich darauf werden alle Türen aufgetan.

Wir stellen uns auf im langen Korridor, zwei für zwei. Es wird leise geplaudert.

Klingen unsere Gespräche nicht festtäglich, froher als sonst? Das Sprechen ist verboten.

„Nu, was ist?“ schreit die Aufseherin, „seid's mal ruhig. Ihr war't wohl in der Stadt, daß ihr gar so viel zu erzählen habt?“

Alle lachen, finden den Witz ausgezeichnet.

Wir warten, bis die Gefangenen von den andern Etagen geholt sind. Ach, wir bekommen uns heute alle zu sehen. Es gibt so viele Gefangene, eine lange Reihe vor mir. Und hinter mir: nicht leicht zu überblicken. Alle tragen Gebetbücher in den Händen, Rosenkranz um die Finger geschlungen. Gesichter von Bekannten, die um einen Schein blässer geworden sind. Viele schwermütige Augen, junge Augen, die wohl am Weihnachtsabend nicht einschlafen konnten.

Gestern vor Jahren... Was schwebt vor uns? Kindheits Erinnerungen... Walnüsse und Äpfel... Kinder, die wir bleiben. Und: „daß ich es soweit gebracht habe,“ überwältigt es ein Mädchen. Sie tritt einen Schritt aus der Reihe, einen Schritt seitwärts... lehnt sich an die getünchte Wand, die mit Reif bedeckt ist.

Die Tür zum Hof ist schon geöffnet. Wintermorgen und Frost ziehen herein.

Unruhiger langer Chor. Aufseherinnen laufen hin und her, arrangieren den Zug. Strenge Lehrerinnen ordnen einen Ferienzug; schieben Gefangene hin und her wie Gegenstände.

Einige Reihen vor mir: Mädchen an der bereiften Wand, Mädchen steht mit geschlossenen Augen da, geschlossenen Augen, aus denen die Tränen gleiten. Niemand beachtet es. Aufgegebener, müder Gang, den man draußen sorgsam verfolgen und behüten würde, ist hier alltäglich, und wird doch empfunden von allen. Alle gehen ja ähnlichen Gang. Wir alle sind gleich.

Ebles und verkommenes Gesicht, beide haben denselben besangenen Ausdruck.

„Ordnung einhalten!“ schreien die Aufseherinnen. Sie sprechen miteinander.

„Wie war's denn gestern abend?“

Das angeregte Gesicht der Befragten lächelt.

Wir beobachten es genau.

„Mein Bräutigam kam noch, ganz unerwartet. Wir dachten erst, er sei unabkömmlich. Eine Pelzstola hat er mir geschenkt.“

Gefangene machen große Augen, sehen wie vierjährige Kinder aus, denen man etwas zeigt, was sie nie sahen.

Die Aufseherin flüstert der andern etwas ins Ohr.

Die nickt und lüchelt in sich hinein; kneift die andere amüßert in den Arm. Ihr Auge geht unbeteiligt über uns hin. Ausgemergelte Gesichter in langer Reihe, und sie fühlt sich wohl in einer Erinnerung. Ich beobachte: sie fühlt sich maßlos wohl.

Am Ausgang ordnet man den Zug. Gefangene Männer gehen über den Hof. Wir müssen warten, bis sie in der Kirche sind; denn wir Frauen dürfen mit Männern nicht zusammenkommen. Ich entdeckte einmal auf dem Gesicht einer Aufseherin völlige Ratlosigkeit und Bestürzung, als wir mit einem Zug männlicher Gefangener kollidierten. Kopflos war die Aufseherin vor Schreck, und ich dachte mir: es muß sehr gefährlich sein, wenn Männer und Frauen im Gefängnis aneinandergeraten.

Endlich setzt sich unser Zug in Bewegung. Wir gehen über den verschneiten Hof. Oh, der stahlblaue klare Himmel! An vier Ecken stehen Soldaten mit aufgezplantem Bajonett und blaugefrorenen Gesichtern, die uns neugierig mustern. In die reine kristallene Luft tragen wir den Geruch unserer Sträflingskleider. Geruch von Armseligkeit und Sodaseife, spärlich angewandt.

Wie ich die Stufen der Kirche betrete, wende ich mich um. Eine lange Reihe grauer Gestalten erstreckt sich schräge über den ganzen Hof; huffend und schwankend, lumpig und grau, wandelnde graue Fahnenprozession.

In der Kirche ist es eiskalt. Überall kalt. Ein Tannenbaum ist da mit brennenden Lichtern. Kinder singen im Chor. Man kann sie nicht sehen.

„Jesus, dir leb ich,
Jesus, dir sterb ich,
Jesus, dein bin ich
Im Leben und im Tod.“

Neben mir kniet ein altes Mütterchen mit abgearbeiteten Händen. Sie singt zaghaft mit.

Dann kommt die heilige Messe. Mit großen Augen hängen die Gefangenen an der heiligen Hostie. Alle Hände sind hoch erhoben. Gott wird uns gezeigt.. tiefer senken sich die Köpfe.

Es schellt dreimal.. Still und kalt ist es. Husten und gefrorener Atem. Hände schlagen an die Brust.. In meiner Reihe flüstern Lippen: „Durch meine Schuld.. durch meine Schuld..“ So sehr durchfrozen, ich fühle mich kaum. Alle Hände sind hoch erhoben.

Das Weihnachtslied wird gesungen:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Lichter tanzen und schwimmen. Meine Kniee zittern. Die Betschemel sind schmal und hart.

Ein hohes Gitter ist vor uns. Wie ein großes Reh. Die Muttergottes ist durch ein Gitter geschützt vor den Augen der zu ihr Flehenden.

„Auch euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids.“

Auch euch ist heute...

Das Jesuskind steht auf einem Sockel über dem Altar, von Lilien und Lichtern umgeben. Das Jesuskind streckt mir die kleinen Hände entgegen. Sein Kleid ist weiß und licht. Sonnenstrahlen um die blonden Locken.

Und ich sehe an mir hinunter.. ich trage ein graues, kurzes Kleid, eine Schürze aus Sackleinwand und plumpe, schlechte Holzpantoffel.

Auch die andern sehen alle grau und unendlich ärmlich aus. Das sind keine Sträflinge, die da knien. Das sind ja sehnsüchtige Waisenkinder, die alles verloren haben; die ihre Zuflucht zum Unsichtbaren nehmen, zu Gott; Kinder, die ihr Spottkleid vergessen haben. Die Gefangenen beten an...

Die Aufseherinnen sind adrett gekleidet. Sie haben gestreifte Hemdblusen. Jede von ihnen hat eine schöne Brosche.

Die Aufseherinnen tragen schwarze Schürzen, die mit Seide eingefast sind. Die Blicke der Aufseherinnen gleiten über unsere geneigten Köpfe hinweg. Sie tragen das Haar glatt zurückgestrichen, lüdn. Auf ihren Stirnen steht geschrieben: „Herr, wir sind nicht wie diese hier. Wir können uns nie vergessen.“ Wie kann man nur so sicher sein?...

Unnahbar sind die Aufseherinnen. An ihrer Seite hängt eine Stahlkette, und daran ein großes Schlüsselbund. Ach, wenn das mein wäre! Alle Schlüssel mein...

Weihrauch steigt auf. Alles flimmert und flirrt. Vor mir kniet ein junges Mädchen. Das halbe Ohr fehlt ihr. Ist von der schlimmen Krankheit zerfressen. Ihr Haar ist leicht gewellt. Nachts trägt sie es in kleine Zöpfe geflochten. Ihr Gesicht ist fahl und hat blaue und rote Flecke. Sie stiert vor sich hin, gedankenlos.

Die Litanei schreit:

„Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich unser!“

Da bricht eine ohnmächtig zusammen und wird vom Betschemel weggetragen. Der Soldat, der den Kirchenausgang bewacht, stellt sein Bajonett beiseite und nimmt die Ohnmächtige eilig auf seine Arme. Wir wenden die Köpfe dem Ausgang zu. Die Kirchentür wird aufgeschlossen.

Schlotternd hängen die Arme der Ohnmächtigen über die Schultern des Soldaten. Der blasse Kopf liegt kindlich auf dem Achselstück der Uniform. Und leise wird die Tür wieder verschlossen.

Die unsichtbaren Kinder singen:

„Höre meine Seele“ und

„Rette auch meine Seele, du treuer Gott.“

Leises Schluchzen, unterdrückt. Männer, unsichtbar, räuspern sich.

Der Priester auf hoher Kanzel predigt hinter einer Gitterbarrikade. Er ist gut gedeckt. Er spricht von der frohen Botschaft, durch einen Eisenzaun, der allerdings in Anbetracht des Ortes goldbronziiert ist.

Man kann sein Gesicht nicht sehen, und ich habe die Empfindung, das ist kein lebendiger Mensch, der da spricht, sondern eine Konstruktion. Die menschliche Stimme hinter dem Gitter ist mir unheimlich und tief verdächtig. Einige der Gefangenen rutschen gefoltet hin und her, können sich nicht mehr aufrecht halten.

Ich sehe nur noch auf das Jesuskind und bin froh, als die Kinder noch einmal singen wie am Anfang:

„Jesus, dir leb ich..“

Alles ist zu Ende. Die Priester in Mönchsgewändern haben die Kirche verlassen. Die Orgel spielt weiter.

Die Gefangenen können sich nicht losreißen von der Madonna, die ihren Mantel ausbreitet; den blauen Mantel, unter den alle Armen sich flüchten. Ein letzter Blick auf das weiße Jesuskind, und die Schlüssel klirren.

Die Kirchentür wird aufgeschlossen. Holzpantoffel klappern. Wir verlassen die Kirche.

Und wieder gehen wir über den Gefängnishof. Wir atmen tief die frische Luft. Ich spüre dankbar eine kleine Weihrauchwelle an meinem Kleid.

Wir sehen die beiden Mönche heimgehen, die bei der Messe ministrierten. Sie tragen schöne große Bücher in den Händen, ach, so sauber.

Die Mönche gehen ruhigen Schrittes. Die Augen gesenkt. Wir sehen ihnen nach, solange wir können.

Die gehen fort, und wir bleiben da. Müssen wohl dableiben. Wir werden in unsere Zellen geführt, um sie heute nicht mehr zu verlassen. Heute ist Sonntag.

Wir grüßen uns mit den Augen: „Auf Wiedersehen.“

* * *

Ich befinde mich jetzt in der dritten Etage und teile meine Zelle mit der Köchin Marie.

Marie hat einen dicken Filzschuh am rechten Fuß und einen Gefängnis pantoffel am linken. Marie hat sich anlässlich ihrer Verhaftung vor Schreck das kochende Kaffeewasser über den Fuß gegossen. Sie war in einer Hotellüche engagiert, und in dieser Hotellüche ist die „Knochenabfallkaffe“ ausgeraubt worden.

Ich höre die Geschichte, unter der Marie zu leiden hat, wenigstens einen Teil der Geschichte, täglich. Es ist beinahe ein Jahr her. Sie erzählt:

„Weil die Kaffe erbrochen wurde, war es Einbruchsdiebstahl, und das ist schwerer als einfacher Diebstahl. Ich bin ja unschuldig, aber der das Geld genommen hat, hätte auch zugleich die Kaffe nehmen sollen. Dann brauchte ich nicht ein halbes Jahr hier zu sitzen. Die Kaffe war ein gewöhnlicher Blechkasten. Wäre die ganze Kaffe gestohlen worden, so hätte ich nur vierzehn Tage bekommen. Was so ein Stück Blech alles ausmacht! Ich glaube, der Küchenchef selbst hat die Kaffe erbrochen.“

Ich frage sie dann immer wieder, warum sie den Diebstahl eingestanden hat, wenn sie doch unschuldig ist.

„Ich war so erschrocken über die Beamten und über die Ausfragerel, daß ich einfach gestanden hab'. 'Muß man denn nicht sagen, was die Beamten hören wollen? Ich hab's nicht sofort gestanden. So einfach war's nicht. Hab' einen Anfall gehabt und in dem Anfall soll ich gestanden haben. Ich konnte mich später gar nicht an das Geständnis erinnern. Hab's auch gesagt, aber das glaubt mir niemand. Das heiße Wasser hab' ich mir über den Fuß geschüttet, damit ich invalid werde.“

Ich mache sie darauf aufmerksam, daß sie sich das Wasser doch vor Schreck über den Fuß gegossen habe.

„Ja, auch vor Schreck,“ sagt sie, „aber auch, damit ich invalid werde. Ich hätte es auf alle Fälle gemacht, glaube ich. Ich hatte es mir fest vorgenommen. Aber als die Beamten mich verhafteten, hatte ich es ganz vergessen und hab' mir trotzdem das Wasser über den Fuß geschüttet.“

Ihr Fuß sieht ganz schlimm aus, ein Knäuel von rohem Fleisch, und es tut mir weh, ihn anzusehen.

Obgleich wir uns in der Krankenzelle befinden, ist es hier viel kälter als im Parterre. Auf dem langen Zentralheizkörper steht ein Gefäß mit lauwarmem Wasser, in das wir mitunter die Hände tauchen, das wir aber nie ausgießen, weil wir fürchten, das Wasser wird nicht wieder warm. Wir lauern mit Vorliebe

auf der Zentralheizung, deren Röhren leider sehr hoch sind. Das ist ein Nachteil; denn die Aufseherin erwartet, daß wir an der Tür stehen, wenn sie kommt, und wir können nicht so schnell herunter.

Um elf Uhr bekommen wir die Suppe. Nach dem Essen bleiben wir allein bis am Abend. Den ganzen Nachmittag über sitzen wir klappernd vor Frost nebeneinander auf der Zentralheizung. Dabei stricken wir Strümpfe.

Marie ist sehr fromm. Sie erzählt von Teufels-
austreibungen. Ist sie mit ihrer Erzählung zu Ende, so steht sie zum Kreuz hinüber, das groß und schwarz an der kahlen Wand hängt. „Ja, mein Heiland,“ sagt sie dann, „wir wissen, daß ich unschuldig bin. Du und ich, wir wissen schon Bescheid.“

Der Beichtvater weiß auch Bescheid. Marie hat ihm ausführlichst dargelegt, daß sie unschuldig ist. Aber er hat sie getröstet mit „unserem Heiland“, der ja auch unschuldig gelitten habe. Daran solle sie sich ein Beispiel nehmen. Ich äußere Bedenken: Jesus hat allen geholfen. Aber Marie? Wem hilft sie, indem sie sechs Monate in der Strafanstalt verbringt? Was empfindet der Pharisäer, wenn er mit Genugtuung liest: „N. N. wurde wegen Einbruchs zu acht Monaten Gefängnis verurteilt?“

Marie sagt täglich: „Ich leide unschuldig wie unser Herr Jesus Christus. Aber mit ihm, das muß ich ja sagen, war doch ein anderer Betrieb.“

An der großen Wand, über den sechs Eisenpritschen, die aufgereiht nebeneinander stehen, hängt am schwarzen Holz ein extradürrer, leidender Christus. So kläglich und jammernd steht er aus, daß es mir unmöglich ist, etwas von ihm zu erbitten. Dennoch fasziniert mich dieses Kreuz, und ich sehe oft hin und denke an die, für die er doch auch gestorben sein soll, die Gerichtsdiener, Gefängnisaufseher und Verwalter, für so viele Menschen, die einander verfolgen, die ewig sich martern und quälen wollen. Ist er nicht gestorben für alle? Aber wer deutet und glaubt es so? Haben sich nicht Menschen darauf verlassen: Christus für uns gestorben? Und wurden gerade dadurch bequem und träge? Verließen sich auf die Gnade und das unendliche Opfer blindlings; sündigten tapfer.

Dieses behäbige Bauen auf Gnade, muß es nicht in die Grausamkeit führen? Christus am Kreuz, der so elend an unserer Wand hängt, so heruntergekommen, freiwillig herabgestiegen zu Sündern — wie kann man es wagen, Dich täglich zu opfern? Einmal bist Du gestorben für uns. Dieses eine Mal müßte genügen. Genügt es aber nicht; ist dann nicht alles verfehlt?

Wer bringt die Bestialität auf, das Höchste immerwährend zu zerfleischen? Göttliches Leben und Blut täglich zur Schlachtbank zu führen? Man sperrt Dich zur Erholung in den Hostienschrein, um Dich am andern Morgen auf dem Altar, der Folterbank, wieder zu opfern.

Wie oft erschien mir dieser Hoslienschrein wie ein Gefängnis, in dem der gemarterte göttliche Leib ruhen durfte bis zum anderen Tage, als müsse er sich erholen von seinen Wunden. Zu sehr gewohnt sind wir den Anblick des Gottmenschen am Kreuze. Wir gehen vorüber, ohne zu schauern vor unserer eigenen Grausamkeit. Wie kommt es, daß wir nicht sagen: „Genug! Wie konntest Du nur? Für so etwas von Mensch Dich opfern?“

Wo ist der Gott der Gerechtigkeit? Hier in diesem Gefängnis wünsche ich einen kritisierenden Gott. Aber vielleicht sind wir unter aller Kritik, und die Menschheit verdient, insgesamt ignoriert zu werden.

Sind wir verlassen, weil wir uns auf die Gnade verlassen haben? Wer läßt sich begnadigen? Gnade macht verächtlich und menschenunähnlich, wie das Mitleid verlegen macht und beschämt. Wer mich bedauert, sagt mir: „Sie haben kein Glück mit sich gehabt. Ihre Unbegabtheit tut mir leid.“ Aber die Unfähigkeit zum Glück fordert schreiend die Gerechtigkeit. Und hat die Gerechtigkeit nicht das sichere Auge?

Die Gerechtigkeit. Ich nenne sie die kalte Liebe. Die Liebe, die sich ereifert, ist egoistisch und nimmt Partei. Die Liebe aber, die von oben kommt, die gerechte Liebe, ist kalt. Sie trägt den heiligen Zorn in sich, sie kann töten. Liebe zur Gerechtigkeit, bringe mich!

* * *

Die halben Nächte plappert Marie litaneienhaft vor dem Kruzifix. Ich kann nicht schlafen. Erwache ich aus dem Halbschlaf, ist es mir unheimlich, Mariens gebeugte Gestalt zu sehen. In ihrer gestreiften Jacke, den Kopf mit den bäurisch gelben, wassergestrählten Haaren erschöpft zur Schulter gesenkt, liegt sie auf den Knien. Armer Kopf, der bettelnd sich vorschiebt! Hände neigen sich ermüdet, erholen sich, und erheben sich wieder, noch ein wenig höher.

Sie legt den Kopf in den Nacken, um zum Kreuz hinaufsehen zu können, das so hoch angebracht ist. Mir ist dann, als müsse ich das Kreuz niedriger hängen. Aber die Nägel sind durch das Kreuz in die Wand gedrungen, und es wird wohl ewig an derselben Stelle bleiben.

Marie aber quält sich ab und windet sich, als wolle sie etwas erzwingen. Und es ist doch so kalt. Ganz erstarrt muß sie sein vor Kälte, und ich rufe sie leise an: „Marie!“. Aber sie hört nicht. Versunken kniet sie weiter, denn sie ist so.

Seltzam: wir halten zusammen und verstehen uns nicht. Wir seufzen zusammen und schweigen. Mir ist, als liege auf unseren Lippen das Geständnis unserer gegenseitigen Abneigung. Das Verständnis unserer Verständnislosigkeit. Mir scheint, daß wir gezwungen zusammenleben, das ist es, was uns bedrückt. Aber wir sprechen nicht darüber.

Wie lange muß ich noch in diesem Hause bleiben? Dreiundzwanzig Tage.

Die Luft ist so kalt, wie eingefroren. Unaufgelärtes trennt uns wie dichter Nebel.

„Ich möchte gerne, daß Therese zu uns kommt,“ bricht Marie das Schweigen. „Das wäre nett. Haben Sie gesehen, wie krank sie aussieht? Ganz gelb ist sie im Gesicht. Sie hat mir gesagt, sie möchte so gern in unserer Zelle sein.“

„Wir haben wenig Aussicht, daß sie kommt. Es liegt doch kein Grund vor, sie in unsere Zelle zu lassen.“

„Ich werde die Aufseherin bitten“, sagt Marie, „sie wird einen Grund finden, daß Therese kommen kann.“

„Ich würde nicht darum bitten. Die Aufseherin wird doch keine Freundschaften unterstützen.“

„Halten Sie sie denn für so böse?“

„Es ist ihr Beruf.“

„Sie drücken sich aber vorsichtig aus!“

„Inwiefern vorsichtig?“

„Ich könnte es ihr doch wieder sagen.“

„Wie Sie wollen werden. Es wäre mir gleichgültig. Ueber das Wesen ihres Berufs kann die Frau nicht im Irrtum sein. Sie übernimmt es, uns einzusperren und zu kommandieren. Warum tut sie es? Nur um versorgt zu sein? Ums liebe Brot, oder für die liebe Seele? Denkt sie darüber nach? Sperrt sie uns mit Inbrunst ein? Ich weiß nicht, was trauriger ist. Das eine oder das andere?“

„Ich glaube, sie tut es ums Geld.“

„Ja, das Geld macht uns gemein. Ach, daß man es braucht.“

Wir seufzen beide.

„Emma, es ist doch merkwürdig mit Ihnen. Sie sind gefällig und dennoch...“ Sie zögert.

Ich: „Sprechen Sie weiter. Und dennoch? Ich glaube, wenn man sich die Wahrheit gesteht, ist es leichter.“

Marie: „Welche Wahrheit? Und was ist schwer?“

Ich: „Gibt es denn verschiedene Wahrheiten? Es gibt eine oder keine. Aber was uns schwer wird, ist deshalb doch wahr. Fällt Ihnen das Leben leicht? In dieser Zelle? Woran leiden wir? Wir sind gezwungen, miteinander zu leben. Wir essen zusammen, schlafen zusammen in einem Raum, wir kennen alles zusammen, wir waschen uns mit demselben Stück Seife, alles gezwungen. Es müßte doch anders sein.“

„Nein, das ist schrecklich,“ stöhnt sie gequält.

„Müßte ich nicht jetzt die Zelle verlassen, damit Sie allein wären? Ich kümmere mich auch um Ihren verbrannten Fuß so sehr, als gehöre selbst der mir zur Hälfte.“

Draußen auf dem Korridor geht der Wächter die Runde. Geht mit harten Schritten an unserer Tür vorbei. Die Etagentür schlägt er wuchtig ins Schloß, und seine Schlüssel klirren. Wir schweigen, solange die Schritte zu hören sind.

Die Uhr schlägt eins.

„Um diese Zeit habe ich draußen den Kaffee gekocht für das Personal,“ sagt Marie. „Wir saßen in der warmen Hoteltüche um den weißen Holztisch. Wir tranken so guten Kaffee. Damals hatten wir noch den französischen Koch. Den haben wir dann hinausgeekelt, als der Krieg kam.“

„Warum das?“

„Das können Sie doch wohl einsehen. Der Krieg kam doch. Da kann man doch keinen französischen Koch mehr haben. Daß Sie das nicht verstehen! Sind Sie nicht Deutsche, und ich bin aus Bayern?“

„Dafür können Sie doch nicht. Es ist doch nicht Ihr Verdienst, daß Sie aus Bayern sind. Was haben Sie dazu getan?“

„Jetzt muß ich Ihnen aber sagen: ich bin aus Bayern und will aus Bayern sein!“

„Ich habe ja nichts dagegen. Aber Sie vergessen, daß auch das Gefängnis zu Bayern gehört.“

„Ja, das schon,“ sagt sie kleinlaut, schweigt einen Augenblick und beginnt dann wieder:

„Sind Sie eigentlich unschuldig?“

„Ich bin es nicht mehr. Ich bin gewiß nicht unschuldig. Ich bin ja auch verurteilt worden. In diesem Hause habe ich erst darüber nachgedacht, was Schuld und was Unschuld ist. Wenn man darüber nachzudenken beginnt, ist man doch wohl nicht mehr unschuldig. Eine bewußte Unschuld — gibt es das wohl?“

Wer weiß, ob es eine bewußte Schuld gibt. Und was ist Sühne? Ungeschehen läßt sich das einmal Geschehene nicht mehr machen.“

Und ich denke für mich: Es gibt wohl eine Pflicht dem Menschen gegenüber: an ihn zu glauben, wie man an sich selber glaubt. Man müßte uns Gefangenen Gelegenheit geben, etwas Gutes zu tun. Und Ehre, indem man uns vertraut. Aber diese Pflicht, so selbstverständlich, daß sie keiner Erwähnung bedarf — wer übt sie noch? Wie kam das Wort Schuld in die Welt? Das Natürliche ging uns verloren. Vermag ich wiederzufinden meine Harmlosigkeit? Alle andern müßten sie auch besitzen.

Was hilft es mir wohl, daß ich mich quäle? Komme ich weiter? Verstricke ich mich in ein Netz von Irrtümern? Ich möchte wohl zu Menschen kommen, werdend. Zu ihnen kommen; denn wer kommt zu mir? Ich will kommen und willkommen sein. Denn, daß man mir entgegenkommt — kann ich darauf wohl warten?

Auf einer Dritsche, mir gegenüber, liegt ein Mensch, dem ich näher sein möchte.

Ich richte mich auf. Schläft sie schon? Ich horche auf ihre Atemzüge. Unten, tief unten, im Hof geht eine Wache auf und ab, deren gleichmäßige Schritte man bei der Stille der Nacht deutlich hören kann. Liegen unsere Fenster nach dem Hof hinaus? Ich weiß es nicht.. Wir werden bewacht, und dennoch denkt man nicht an uns...

Es muß Vollmond sein, denn unsere Zelle ist halbhell. Ein Lichtschein fällt auf Mariens Gesicht. Schwarz schimmern die Eisenstangen durch die Mattscheiben.

So hart ist mein Lager, ohne Kopfkissen. Soviel Fremdes haftet an meiner Decke, die mir nie vertraut werden wird. Ich finde mich nicht in die Wirklichkeit, und alles ist mir wie ein lang andauernder Traum. Teile ich diesen Traum nicht mit einem lebenden Menschen?

Ich horche in die Stille.

„Marie?“

Ja, sie atmet. Ich täusche mich nicht. Und ich flüstere mir zu: sie lebt...

Da regt sie sich, setzt sich aufrecht. Sieht zu mir herüber...

Kann sie mich bei der Dunkelheit sehen? Wie ich sie sehe?

„Emmy?“

„Ja?“

„Schlafen Sie schon?“

„Können Sie mich denn sehen, Marie?“

„Ja. Können Sie mich denn auch sehen, Emmy?“

„Ja, ich kann Sie auch sehen.“

„Das ist gut.“

„Ja. Das ist sehr gut.“

Ich bin so glücklich, und tief durchdringt es mich: Ich kann nie ganz unglücklich werden. Ich kann nicht

verzweifeln. Ich kann nie zugrunde gehen, solange ich noch einen Menschen sehe außer mir. Und ich glaube das Wort, das in der Bibel steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Mitmensch. Das ist es, was mich hält; was mich immer von neuem verführen wird zum Leben.

„Warum schlafen Sie denn nicht, Emmy?“

Mir ist so.. so eigen ums Herz,

Eigen ums Herz..

Weiß nicht, wie mir geschieht..

Verlegen bin ich, aber Marie muß doch wissen, alles.. Sie hat mich doch gefragt.

„Marie, ich will Ihnen sagen, was es ist. Es ist ja das Einzige: Sie sind es. Sie sind da und, verstehen Sie mich recht: ich kann nicht untergehen. Sie lassen mich nicht versinken... Begreifen Sie? Sie sind es. Sie allein.“

Sie lächelt, so zaghaft, als wage sie noch nicht zu glauben.

„Ich bin es? Ach.. ja das wußte ich ja gar nicht. Ach, daß ich das nicht früher bemerkt habe.. Nicht? Das ist aber doch...“

„Ich hatte es wohl vergessen, daß Sie es sind. Ich mußte es sagen. Und begreifen Sie, Marie, wie ich Ihnen dankbar bin? Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Sie sind.. Sie sind..“

Ich komme nicht weiter, komme nicht über dieses „Sie sind“ hinweg.

Und dann höre ich:

„Sie sind es ja auch. Sie ja auch. Wirklich. Sie auch. Wir sind es beide....“

* *

Eine Blinde ist zu uns hereingeführt worden. Ich schätze ihr Alter auf siebzig Jahre. Sie darf ihre Zivilkleider anbehalten. Die sehen grau und ärmlich aus. Billigster Baumwollrock riecht nach Schnupftabak. Ihr Kopftuch hat sie gleich abgenommen, sorgfältig zusammengelegt und zu uns gesagt:

„Kinder, hebt mir das gut auf, damit es nicht verloren geht und damit mir keine Fettflecke drankommen.“

Wir haben gesagt:

„Hier ist so wenig in der Zelle, daß es nicht verloren gehen kann; es müßte denn sein, daß wir es versehentlich in den Kübel werfen, und das werden wir nicht tun. Von Fett ist hier nicht die Rede, Mutterle.“

Die Blinde hat tiefe Runzeln im Gesicht, die ausgefüllt sind mit grauem Schmutz. Sie hat eine knurrige, verdrießliche Stimme. Die Augen hält sie geschlossen. Wenn sie spricht, zittern die Augenlider.

Als sie hereinkam, suchte sie sofort nach einem Stuhl, stieß mit der Hand an die Zentralheizung und fragte böse:

„Was ist das?“

Da bemerkten wir erst, daß sie blind ist.

Marie sagte:

„Das ist eine Zentralheizung, Mutterle.“

Sie brummte ein wenig, hatte aber sonst nichts gegen die Zentralheizung einzuwenden.

Am Abend bekommt sie eine Suppe. Wir geben ihr den Löffel in die Hand, rücken ihr den Stuhl zurecht und bringen ihr viereckig geschnittenes Papier. Diese Papierschnitte sind Lektüre, dann Servietten, schließlich Toilettenpapier, und das ist die ursprüngliche Bestimmung.

Wir sorgen freundlich für die Blinde und fragen:

„Brauchen Sie etwas, Mutterle?“ und „Wollen Sie Wasser trinken, Mutterle?“ „Wollen Sie Ihre Hände im Heizungswasser wärmen, Mutterle?“

„I bin nit 's Mutterle für die Lumpenmenscher.“

Wir lachen und sagen, daß wir keine Lumpenmenscher sind.

„Na, da könnt ihr von mir aus „Mutterle“ sagen. Es dauert ja eh nur zwei Tag. Dann holt mich meine Begleiterin wieder ab. Die kriegt allein achtzig Pfennig, daß s' mi daheraufg'führt hat. Is a schöner Blödsinn, daß di mi alt's Weiberl daherzitiieren. Aber di ham wohl nig anders zu tun.“

Wir legen ihr das Brot hin. Sie probiert es und schneidet ein sauer süßes Gesicht.

„Des is nig,“ sagt sie und legt es wieder hin.

„Sie scheinen verwöhnt zu sein, Mutterle.“ Ich

siße auf der Zentralheizung, von der ich jetzt geschickt und geräuschlos herabzugleiten verstehe.

Die Blinde beurteilt uns nach der Stimme. Sie sagt, sie sei im allgemeinen gar nicht neugierig aufs Sehen.

„Bin ganz zufrieden,“ sagt sie, „i möcht den Schwindel gar nit sehen.“

Nachts schläft sie in Kleidern und Stiefeln. Wir fragen sie, ob wir ihr beim Auskleiden behilflich sein können. Aber sie lehnt ab:

„Naa, i kleid' mi net aus. Des geht scho so. Aber auf Toilett muß i. I kenn mi mit dene Räumlichkeiten net aus.“

Morgens in aller Frühe kommt eine junge Frau zu uns. Sie weint, schluchzt, kann kaum gehen.

Sie läßt sich sofort aufs Bett fallen. Wir ziehen ihr die Haarnadeln aus dem vollen Haar, das wundervoll schwarz ist und lang wie ein Mantel.

Nachdem sie sich eine Weile beruhigt hat, sagt sie unter Tränen:

„Gott sei Dank, daß ich hier bin. Eine Nacht bin ich unten gewesen in Einzelhaft. Oh, das hält ja kein Mensch aus. Wie kann man das aushalten! Und mein Kind.. Kind.. das Kind.. ich vergehe in Sorge um das Kind..“

Sie tut uns sehr leid. Wir versuchen, sie zu beruhigen, fragen, wie lange sie hier bleiben muß.

„Acht Tage! Acht Tage und acht Nächte! Wie werde ich das überleben!“

„Acht Tage ist doch eigentlich nicht lange“, sagt Marie ganz schüchtern, und auch ich suche die acht Tage zu überdenken. Aber das kann man ja nicht. Ich denke immer: wenn die Gerichtsherrn wüßten, in welcher tobenden Unruhe diese Frau ist, sie würden sie sofort entlassen; denn sie hat nichts weiter verbrochen, als einen Hausierschein nicht erneuert. Wie unsinnig erscheint es mir, daß ein Mensch eines Hausierscheins wegen körperlich und seelisch ruiniert wird.

Diese Frau, Hanna heißt sie, kann nachts nicht schlafen. Wir insolgedessen auch nicht.

Wir unterhalten uns. Nur die Blinde schläft und schnarcht beinahe ununterbrochen, Tag und Nacht. Sie benützt ihren Aufenthalt im Gefängnis, um sich gründlich auszuschlafen, und wir preisen sie glücklich, daß ihr das so gut gelingt.

Um zehn Uhr werden sämtliche Türen unserer Etage aufgeschlossen. Der Arzt kommt.

Er ist immer in größter Eile. Wir müssen uns vorher überlegen, was wir ihm zu sagen haben.

Wir sind es, die zuerst grüßen. Er selbst ist so in Eile, daß er gar keine Zeit hätte, ‚Guten Morgen‘ zu sagen, selbst wenn er grüßen wollte.

Die Aufseherin begleitet ihn. Sie überprüft uns der Reihe nach und schaut zu ihm auf, als erwarte sie als persönliches Lob ein Urteil über uns, ihre Geschöpfe, die sie gemacht hat; schmutzige, unartige

Kinder, die sich wenigstens so hohem Besuche gegenüber einigermassen menschenwürdig benehmen sollten.

Wir stehen denn auch, soweit es uns möglich ist, nebeneinander ziemlich aufrecht da, und bei dieser Musterung sind plötzlich alle Schmerzen verschwunden, selbst wenn man noch kurz vorher sehr gelitten hat. Wir wundern uns darüber stets, wenn der Arzt uns wieder verlassen hat. Zehn Minuten später kehren die Magenschmerzen zurück, das typische Gefängnisübel.

Der Arzt blickt alle der Reihe nach an und fragt: „Na, wie geht's denn hier?“

Und Marie bekommt sofort einen roten Kopf, als habe der Arzt nur sie gemeint.

Selten sagen wir, was wir sagen wollten, was wir vorher gründlich besprochen hatten. Und wenn eine Klage über unsere Lippen kommt, lautet sie:

„Ach, ich hab' solche Schmerzen, Herr Doktor“, und: „Mir geht's gar nicht recht gut, Herr Doktor“, und: „Wenn ich nur nicht diese Seitenstiche hätte!“

Was wir vorbringen, klingt unwahrscheinlich.

Der Arzt wendet sich an Marie:

„Ach, Sie haben das Geschwür.“

„Nein, den verbrannten Fuß.“ Sie ist dabei sehr verlegen und setzt plötzlich hinzu: „Hohes Fieber habe ich auch.“ Das stimmt dann nicht. Der Arzt fühlt den Puls: „Ausgezeichnete Temperatur. Lassen Sie mal den Fuß sehen.“

Während sie den Strumpf auszieht, wendet er sich an mich:

„Na, und was haben Sie?“

„Nichts, danke. Es geht mir sehr gut.“

„Na also. Ist ja alles ausgezeichnet. Und Sie da im Bett?“

„Gallensteine, Herr Doktor.“

„Aber das haben Sie nicht erst hier drinnen bemerkt?“

„Nein nein, gewiß nicht, Herr Doktor.“

Die Aufseherin zeigt mit dem Kopf gegen mich:

„Sie haben doch neulich den Anfall gehabt in der Früh. Mit Schaum vorm Mund.“

„Davon weiß ich gar nichts,“ sage ich.

Marie: „Ja, mit Schaum vorm Mund.“

Mir ist die Szene sehr unangenehm.

„Ist doch egal, ob mit oder ohne Schaum,“ sage ich widerwillig zu Marie.

„Ja, sie soll Schaum vorm Mund gehabt haben“, sagt die Aufseherin. Sie sagt es so wichtig und sachmännisch.

Es ist mir unverständlich, weshalb sie dem Schaum eine solche Bedeutung beilegt. Im übrigen interessiert sie sich nicht im geringsten um mich; denn ich mußte bei stark entzündetem Finger der rechten Hand die Zelle reinigen, und sie ließ mich dabei den Verband abnehmen.

„Haben Sie schon früher diese Anfälle gehabt?“ fragte der Arzt.

„Nein, nur hier. Morgens, wenn wir uns an-
kleiden, ist die Zelle noch finster, und dann ist mir,
als ziehe mich der Teufel am Rock. Ist mir schon
öfters so gewesen. Ich war nicht auf das Rockziehen
vorbereitet und bin vor Schreck umgefallen.“

„Gewissermaßen Herrenbesuch,“ scherzt der Arzt.
Und zur Aufseherin: „Wissen Sie, Frä. D., für der-
artige Anfälle sind Ohrfeigen sehr gut.“

Ich versuche einen Einwand, aber er wendet sich
schon zum Gehen. „Also Ohrfeigen.“ „Und was ist
das mit dem Fuß? Na, es wird schon werden.
Machen Sie nur weiter Umschläge.“

Er bemerkt die Blinde, die unbeteiligt auf der Bett-
lante sitzt, den Rücken dem Arzt zugewendet.

„He, Sie! Guten Morgen!“

Rnurren als Antwort.

„Sie, wollen Sie denn nicht aufstehen?“

„I flech nig.“

Der Arzt tippt sie an die Schulter:

„Aber ‚Guten Morgen‘ sagt man. Verstehen Sie
mich?“

Die Blinde brummt verdrießlich.

„Wie lange sind Sie denn schon blind?“

Die Blinde vollkommen ablehnend:

„Ah, scho’ lang..“

* * *

Die Blinde ist hinausgegangen. Es goß in Strömen
vom Himmel. Ihre Begleiterin blieb aus.

Mutterle wollte noch länger bei uns bleiben, aber ihre Zeit war abgelaufen. Sie mußte uns verlassen. Ich sehe sie im Regen vor dem Gefängnistor stehen..

In fünf Tagen hat der König Geburtstag. Wir erwarten alle Begnadigung. Aus dem Gefängnishof sprechen wir leise von der Amnestie. Wir freuen uns und hoffen alle.

Therese sagt:

„Der König begnadigt keine Sittlichkeitsverbrechen.“

„Ja, weshalb denn nicht?“ fragt ein kleines Mädchen.

„Weil er des net mag,“ sagt eine schmale Schwarze.

„Er kann's halt net leiden.“

„Ja, des is scho' fad,“ seufzt eine andere enttäuscht, „er is halt a alter Mann.“

Die kleine Hübsche, deren Vater auch im Gefängnis ist, fragt schüchtern und sehr besorgt:

„Wie er wohl über Blutschande denkt?“

„Nig is,“ belehrt Marie, „Blutschande, des is bo aa a Sittlichkeit...“

Therese, die wir so gerne bei uns haben wollten, befindet sich in der Zelle gegenüber.

Therese ist Hausierererin. Sie hat eine große Anzahl Hausierstrafen abzubüßen. Sie ist schon sehr lange im Gefängnis, ich glaube, seit sieben Monaten. Sie sagt, es sei Zeitersparnis, die vielen kleinen Strafen in einer Schnur abzusitzen. Aber sie hat ihre Kraft überschätzt. Gebrochen ist sie und krank und klagt

über allgemeine Schmerzen. Sie weiß nicht genau, was ihr fehlt.

Sie ist eine Frau von etwa vierzig Jahren. Ihr dünnes schwarzes Haar hat einige schneeweiße Fäden. Das graue Gefängniskleid sitzt ihr so gut, daß man meinen könnte, es sei ein Hauskleid. Die graue Sackleinwandschürze hat sie sauber gebunden.

Therese hat zwei Schwestern. Die eine ist in einem Trappistenorden, die andere im Krankenhaus. Beide haben für Therese Begnadigungsgesuche an den König eingereicht. Sie ist überzeugt, daß die Gesuche bewilligt werden, weil ihre elfjährige Tochter beim Hofballt engagiert ist.

„Wenn der König meine Tochter tanzen sieht, muß er mich begnadigen.“

Das Kind hat der Mutter einen Brief geschrieben, den wir alle gelesen haben:

„Meine liebe Mutter!

Ich denke immer an dich und bin so traurig um dich. Wenn du wieder draußen bist, mußt du alles vergessen. Und dann sollst du sehen, was für Fortschritte ich gemacht habe. Ich kann schon auf den Fußspitzen stehen.

Auf Wiedersehen und viele innige Grüße von deiner usw.“

Therese meint:

„Froh bin ich, daß ich soviel gestrickt hab' hier im Gefängnis. Sechzig Paar Strümpfe. Die Socken

hab' ich gar nicht gezählt. Pro Paar zehn Pfennige. Das gibt ein schönes Geld. Dann steh' ich doch nicht bloß und dürftig da, wenn ich hinauskomme."

Mitunter ist sie sehr besorgt:

"Wenn nur nicht die Motten in meinen Pelzmantel kommen. Ich habe nämlich einen wunderbaren Pelzmantel unten. Mit Halbseide gefüttert. Er war ja sehr teuer, aber ein Pelzmantel ist doch eine Kapitalanlage. Schließlich: meine Tochter ist beim Ballett. Da muß man sich ja entsprechend anziehen."

Therese ist mit einer Irren zusammen und mit einer Person, die wegen Kindesmißhandlung da ist.

Die Irrsinnige jodelt und schmettert, wenn sie nicht gerade schläft. Eine Beschäftigung wird ihr nicht anvertraut. Sie ist sehr ungeniert und hat durchgesehen, daß sie ihre roten Pantoffel tragen darf, die sie mit hereingebracht hat. Die passen sehr hübsch zu ihrem naturtrausen Zigeunerhaar. Ihre Augen funkeln bedrohend lustig.

Beim Spaziergang benimmt sie sich, als sei sie imstande, jeden Augenblick etwas Ungewöhnliches anzurichten. Wäre die Gefängniseinrichtung nicht so solide, kein Gegenstand bliebe heil. Den Haserbrei wirft sie an die elektrische Birne mit der Begründung: „Ich bin doch verrückt, danach muß man sich richten.“ Auf dem Hof wirft sie ihre Jacke in die Luft und ruft: „Verkauf's mei' Gwand, i fahr in' Himmel eini!“

Sie hat eine Uhr gestohlen, und der Arzt, der sie als Kranke behandelt, hält ihr vor, das sei nicht schön von ihr. Darauf antwortet sie: „Es ist nicht schön von den Leuten, daß sie uns so verlockende Auslagen vor die Nase führen. Nächstens gebe ich dort einen Zettel ab: ‚Führ' uns nicht in Versuchung.‘ Mehr kann man nicht verlangen von mir.“

„Wo ist mein Hausbrot?“ schreit sie. „Na, das werden wir gleich haben,“ und in steigendem Vierklang singt sie: „Ha—a—aus—brot!“ und hält das hohe C an, bis schimpfend die Aufseherin hereinfährt.

„Hausbrot“, singt sie dann plötzlich ganz zierlich und spik.

„Benehmen Sie sich mal ordentlich,“ sagt die Aufseherin, „sonst kommt was anderes.“

„Was anderes? Darauf warte ich schon lange.“

Oder sie streut das Brot auf dem Boden herum.

„Heben Sie mal die Brotkrumen auf!“ herrscht die Aufseherin sie an. „Wissen Sie nicht, daß das Brot heilig ist?“

„Lassen Sie doch die Hühner kommen,“ lächelt die Irre, „die picken die ganze Heiligkeit auf.“

Die Aufseherin schüttelt den Kopf und blinzelt uns zu, was ganz gegen ihre Gewohnheit ist. Dann schlägt sie die Tür ins Schloß, und indem sie uns hinüber in unsere Zelle weist, sagt sie: „Ein ganz unglaubliches Frauenzimmer.“

* *

In der Nacht. Großer Lärm in der Zelle gegenüber. Wir hören Theresens klagende Rufe. Drütschen knaden. Aufgeregte, beratende Stimmen.

Wir stehen im Hemd an unserer Tür, zitternd vor Kälte, und lauschen. Mitten im Lärm singt die Verückte:

„Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab.“

Dann schlägt die Glocke an. Die Glocke, die nur in Lebensgefahr zu benützen ist.

Eilige Schritte auf dem Korridor. Drüben wird aufgeschlossen. Stimmen rufen durcheinander, minutenlang. Dann fällt die Tür wieder ins Schloß. Schritte verhallen. In der Zelle bleibt es unruhig.

Wir unterhalten uns noch eine Weile über Theresens Zustand. Dann schlafen wir ein.

Die „wegen Kindesmißhandlung“ erzählte uns später:

„Am andern Morgen kamen zwei Krankenwärter mit einer Tragbahre. Therese wurde aufgeladen. Hohes Fieber. Phantasiert hat sie von der Amnestie und vom Hoftheater, vom König in der Loge und von einem Hauserschein, der ein Drittel vom Verdienst kostet, den das Hausieren einbringt. Rote Flecke hatte sie im Gesicht. „Ich komme jetzt raus,“ sagte sie, „am sechsten hat der König Geburtstag.“ „Ich komme weg von hier, ganz weg komme ich.“ Man brachte ihr die Zivill Kleider herauf. Wir haben sie ihr

in der Zelle anziehen müssen. Ein altes Rattunkleid hatte sie und eine geflickte Baumwollschürze. Da ist sie sehr unruhig geworden, große Augen hat sie gemacht, obgleich sie den Kopf kaum drehen konnte. „Das stimmt ja gar nicht,“ hat sie gerufen, „um Gotteswillen, das kann ja nicht stimmen! Das ist doch nicht mein Mantel!“ und hat auf die Baumwollschürze geedeutet. „Mein Pelzmantel ist ja ganz anders!“ Wir haben sie beruhigt, so gut es ging: „Eine Verwechslung,“ sagten wir, „bei den vielen Kleidern kommt das leicht vor.“ Wir würden alles tun, daß sie zu ihrem Eigentum kommt. Da hat sie geweint und sich willig hingelegt, und dann hat man sie weggetragen.“

Das Begnadigungsgeſuch war abgelehnt worden. Wir wußten es nicht. Aber sie wird wohl begnadigt werden, wenn auch nicht vom irdischen König.

* * *

Nur acht Tage noch werde ich hier sein. Ueber meinem Bett habe ich Striche eingeriht mit der Strichnadel. Jeden Abend grabe ich einen Strich in die Kaltwand.

Jeden Abend, wenn ich im Bett liege, fährt draußen die Straßenbahn vorüber und wirft ein fliegendes Licht an meine Wand. Dann sehe ich meine Striche erleuchtet. Dann zähle ich die kleinen Striche, vergangene Tage. Ein Strich ist so schnell gemacht, und doch freue ich mich wie über eine vollbrachte Arbeit.

Nur noch wenige Striche, und ich darf gehen, wohin ich will. Darf das graue Kleid ausziehen... Ach, wie ich mich freue auf meine anschmiegende blaue Wollbluse! Ich freue mich wie ein Kind auf das Sonntagsgewand.

Viele Aufträge haben meine Genossinnen für mich bereit. Ich muß Mariens Bruder auffuchen. Er hat eine Gastwirtschaft in einem entlegenen Viertel, das ich nicht kenne. Aber ich werde mich schon zurechtfinden. Ich kann mit der Elektrischen fahren.

Ich soll dem Bruder Mariens Unschuld versichern, und er soll der Mutter schreiben, irgend etwas erfinden. Die Mutter darf nicht erfahren, daß Marie im Gefängnis ist. Marie selbst kann gar nichts erfinden.

Mathilde hat mich gebeten, ihren Geliebten aufzusuchen. Sie weiß nicht, was sie ihm sagen soll. Tagelang hat sie nachgedacht und nichts gefunden als einen Gruß.

„Ja, einen Gruß könntest du bestellen. Nicht wahr? Einen Gruß.. Ja.. was könntest du sonst noch bestellen?“

Sie denkt nach, wird verlegen und sagt mit Tränen in den Augen und müder Stimme: „Weiter weiß ich nichts. Ich laß' ihn grüßen. Nicht wahr?“

Ich habe viele solche Missionen zu erfüllen und ich werde dafür tun, was ich vermag.

„Vergessen Sie uns nicht,“ ist die Bitte jedes Gefangenen an diejenigen, die in Freiheit leben.

„Haben Sie einen weiten Weg nach Hause?“ fragt mich Marie.

An den Weg habe ich noch gar nicht gedacht. Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde. Doch nach Hause führt jeder Weg, den ich freiwillig gehe.

Vier Uhr zwanzig stehe ich vor demselben Tor, durch das ich vor einigen Wochen schweren Herzens ging...

Ich halte einen Zettel in der Hand, auf dem geschrieben steht, daß ich meine Strafe verbüßt habe. Ich stecke diesen Zettel in die Tasche, sorgfältig, wie man mit einer hohen quittierten Rechnung umgeht.

Es ist ein trüber Tag, Dämmerung und kalt. Ich weiß nicht, nach welcher Richtung ich mich wenden soll, aber es ist ja gleichgültig. Irgendwohin werde ich schon kommen.

So eigentümlich ergeben bin ich in mein Schicksal. Kann ich der Welt entfliehen? So ist es ja gleichgültig, wohin ich mich wende. Und ich gehe über das zarte Schneefeld, das weit ausgebreitet liegt vor meinen hemmungslosen Augen.

Je länger ich gehe, desto freier fühle ich mich. Tief atme ich die kalte, reine Luft.

Langsam wird es dunkler. Ich fürchte mich nicht. Der Schnee leuchtet. Ich bin so allein. Und niemand begegnet mir. Niemand sieht mich.

Ich breite meine Arme aus vor Glück. Ich habe die Stadt noch nicht erreicht und die Menschen...